

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Der Flammenengel

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Flammenengel

John Sinclair Taschenbuch Nr. 49

von Jason Dark

erschienen am 09.04.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Flammenengel

Großalarm in London!

Plötzlich loderten an verschiedenen Stellen in der Stadt Brände. Panik und Chaos breitete sich aus. Menschen flohen vor der Flammenhölle. Experten standen vor einem Rätsel.

Niemand fand eine Erklärung.

Bis die gewaltige Gestalt aus der Feuersbrunst erschien und ihr Ruf über das brennende London hallte. »Ich will dich, John Sinclair!«

Am Nachmittag war es plötzlich kalt geworden. Der Nordwind blies über das Häusermeer hinweg, brachte Schneeregenschleier mit und rüttelte an dem blattlosen Geäst der Friedhofsbäume. Er jagte auch hungrig gegen die aufgespannten Regenschirme der letzten Trauergäste, die noch in den Schutz der marmornen Leichenhalle flüchteten, wo die Trauerfeier für David Sternheim schon fast beendet war. Sternheim war drei Tage zuvor gestorben. In der internationalen Szene galt er als bekannter, wenn auch sehr eigenwilliger Maler. Seine Bilder zeigten das, was die Menschen oftmals nicht sehen wollten. Motive vom Tod, vom Grauen, mit viel Feuer im Hintergrund und gefährlichen Fratzen, die über allem standen.

Träume malen, so hatte seine Devise geheißen. Feuerträume auf die Leinwand bringen, hatte es ein cleverer Werbemann genannt. Jetzt hatte es den guten Sternheim selbst erwischt. Wie er gestorben war, wusste niemand so recht, und schon einen Tag nach seinem Ableben waren die ersten Gerüchte aufgetaucht.

Ein Rabbi sprach von der hohen Menschlichkeit des Toten und seiner tiefen Religiosität. Beides war gelogen. Sternheim war nicht menschlich gewesen, eher kalt und abweisend, und als sehr religiös hatte man ihn auch nicht bezeichnen können, aber wenn ein Mensch nicht mehr lebt, versucht man eben, ihn im besten Licht darzustellen. Die Trauergäste standen dicht gedrängt. Die meisten waren erschienen, um gesehen zu werden, schließlich hatte sich auch die Presse eingefunden, und man wollte sich am anderen Tag in den verschiedensten Gazetten wiederfinden. In der Halle roch es muffig. Die Feuchtigkeit quoll aus den Mänteln der Anwesenden, hinzu kam ein unnatürlicher Geruch, der von irgendwelchen Pflanzen abgegeben wurde. Alles in allem war es eine bedrückende Atmosphäre, in die auch der schwarze Sarg hineinpasste, der ein wenig erhöht auf einem Podest stand und von sechs brennenden

Kerzen umrahmt wurde.

Auch der Sarg war etwas Besonderes. David Sternheim hatte ihn schon zu seinen Lebzeiten gekauft und ihn nach seinen Vorstellungen bemalt. Lange gelbrote Feuerzungen leckten über den Sargdeckel. Sie wirkten wie Schlangen, waren am Fußende breiter und verengten sich zum Kopfende hin. Man konnte über Geschmack streiten. Sternheim war wohl der einzige, der in einem bemalten Sarg bestattet werden sollte, aber so etwas entsprach seinem Leben.

Und der Rabbi redete weiter. Er hatte seine Stimme erhoben. So wie jeder Redner, der kurz vor dem Ende seines Vortrags steht. Der lange Bart des jüdischen Geistlichen zitterte mit der Stimme um die Wette. Worte wie Paradies und neues Leben schallten über die Köpfe der Trauergäste, bis zu dem Zeitpunkt, als sich der alte Rabbi reckte und die Arme hochhob. Er wollte den Toten noch einmal segnen. Und da passierte es. Der Sarg explodierte!

Niemand wusste, wie es überhaupt geschah. Die Menschen wurden zu sehr überrascht. Sie erlebten es in einem verminderten Tempo mit, obwohl die Zeit nicht langsamer lief, aber es war schwer, all das Grauen zu fassen, das sich auf einmal ausbreitete.

Zuerst erfasste es den Deckel! Die geballte Kraft drang aus dem Innern der Totenkiste. Sie musste sich einfach freie Bahn verschaffen, und sie schleuderte den Deckel in die Höhe, wobei er gegen die Decke prallte und dort an den Rändern zersplitterte.

Nicht ein Schrei gellte durch die Halle. Die Menschen verfolgten den in die Höhe geschleuderten Sargdeckel mit ihren Blicken, und nur der Rabbi schaute, aus welchen Gründen auch immer, in die offene Totenkiste.

Er sah das Feuer! Es war urplötzlich da, lief und zuckte rasch wie schnell fließendes Wasser über die Gestalt des Malers, ballte sich zusammen und puffte in die Höhe.

Der Rabbi konnte noch erstaunt den Mund aufreißen, zu mehr kam

er nicht, denn die Flammen breiteten sich gedankenschnell aus. Sie sprangen aus dem Sarg, jagten ihm entgegen und erfassten im Nu die Gestalt des Mannes. Der Rabbi schrie nicht einmal. Dafür die Besucher. Erst jetzt erkannten sie das Ausmaß des Grauens, und sie sahen den Rabbi in Flammen stehen.

Die nächste Explosion. Noch stärker als die erste. Und dazu weittragender. Die Flammen wurden zu einem kochenden, vernichtenden Meer. Sie jagten über die Köpfe der Menschen hinweg, als hätte jemand eine Napalmbombe gezündet. So radikal breitete sich das Feuer aus und wollte alles vernichten, was sich ihm in den Weg stellte.

Im Nu entstand Panik. Die Menschen spürten den mörderischen Atem, der heiß über ihre Gestalten fauchte, die Haut verbrannte, so dass sie sich zusammenzog, und es gab für sie nur eine Chance. Flucht!

Zum Glück besaß die Leichenhalle eine ziemlich große Tür. Sie glich schon einem Tor, so dass Menschen, die am Ende standen, alle durchkamen, ohne behindert zu werden. Bei den anderen wurde es schwieriger. Plötzlich dachte jeder nur an sich. Sein Leben war das wichtigste. Rücksicht wurde nicht genommen, und die Panik hatte freie Bahn.

In der Leichenhalle tobte die Feuerhölle. Mit knatternden, fauchenden Geräuschen hatten sich die Flammen ausgebreitet. Sie waren bereit, Tod und Vernichtung zu bringen, und sie schleuderten ihre gierigen Arme über die Köpfe der Menschen oder zuckend und heiß gegen ihre Körper.

Einige Leute brannten. Es war ihr Glück, dass sie die dicke Kleidung übergestreift hatten, so gelangten sie brennend, aber nicht tödlich verletzt, nach draußen, um dort in der schneenassen Kälte sich auf den Boden zu werfen und sich durch die Pfützen zu wälzen. Dem Rabbi half keiner mehr. Wie eine hoch aufgerichtete Figur stand

er inmitten der Flammensäule. Er war nicht einmal zusammengebrochen und schien den Schreien zu lauschen, die selbst die zuckende, tobende Wand durchbrachen. Noch immer hielt er die Arme nach oben gereckt, während der Kopf dazwischen ein wenig nach vorn gesunken war. Der Rabbi schaute in den Sarg. Dort schien das Feuer flüssig geworden zu sein. Eine weiße, gnadenlose Glut, strahlte eine unnatürliche Hitze ab, die alles andere vernichten wollte. Auch den Rabbi. Innerhalb eines Augenblicks erwischte es ihn voll. Plötzlich sank er zusammen. Es war ein schauriges und makabres Bild, denn der Körper sank ineinander, als wäre jedes Molekül aus seinem Verbund gerissen und in Brand gesteckt worden.

Das Verbrennen glich dem Anzünden einer Wunderkerze, die die Umrisse eines Menschen besaß. Zurück blieb Asche. Sie wurde nicht von der heißen Luft weggetragen, sondern rieselte in den flammenden Sarg, der immer noch das Zentrum der Feuerhölle bildete. Aus ihm stieg die Gestalt hervor.

Keiner der Flüchtenden warf mehr einen Blick zurück. Hätte er das getan, wäre ihm sicherlich die Gestalt aufgefallen, die im Flammenzentrum geboren wurde. Groß, übergroß sogar. Ein engelhaftes, feuriges Wesen, das in seiner rechten Hand eine Art Schwert hielt. Eine lange Waffe, mit einer Klinge, die nie ruhig war und ebenfalls zuckte.

Ein Flammenschwert! Und der Engel stand dort, wo sich der Tote im Sarg befinden musste. Hier war das Zentrum.

Ein Kopf erschien, dazu zwei kalte Augen, und eine Stimme hallte durch die Halle. Selbst das Fauchen des Feuers wurde übertönt, als das Versprechen aus dem Mund des Flammenengels drang.

»London, ich komme! Und ich komme auch zu dir, John Sinclair...«

Wintergärten waren in Mode gekommen. Gläserne An-oder Vorbauten, die, bestückt mit Pflanzen bei den entsprechend

eingestellten Temperaturen, eine herrliche Gemütlichkeit verbreiteten. In den Wintergärten hielten sich die Menschen gern auf. Dort hatten sie das Gefühl, eins zu sein mit der Natur. Wenn es regnete oder schneite, waren sie geschützt und glaubten dennoch, den Schnee oder den Regen auf ihre Köpfe fallen zu sehen, ohne gleich nass zu werden. Ein Vergnügen, das sich gut Begüterte leisten konnten. Und wer einen Wintergarten besaß, der wollte ihn natürlich auch seinen Freunden und Bekannten zeigen. Dementsprechend oft wurden in den gläsernen Anbauten Parties gefeiert.

Auch Lewis Coleman war Besitzer eines solchen Wintergartens. Sein altes Haus lag in Mayfair, sehr ruhig, sehr vornehm und von hohen Bäumen umgeben. Als besonderen Gag empfand er die Strahler, die er in den Räumen an der Rückseite und nahe des Wintergartens hatte anbringen lassen. Die Strahler waren so eingerichtet, dass ihre hellen Lichtstrahlen auf das schräge Glasdach fielen, dort zu kleinen Sonnen wurden, um sich anschließend zu verteilen. So gelang es dem Besitzer, auch in der kalten Jahreszeit ein südliches Flair zu schaffen. Eigentümer des Hauses war Lewis Coleman. Ein Mann, der sich Agent nannte. Er war kein Spion, sondern verdiente sein Geld im Zeitschriftengeschäft. Coleman vermittelte Autoren an die großen Zeitschriftenverlage und sorgte auch dafür, dass Buchlizenzen ins Ausland verkauft wurden. In der Branche gehörte er zu den Topleuten, dementsprechend war auch der Andrang der Gäste, die er zu seinen Parties einlud.

Verheiratet war Coleman mit einer Mulattin. Sie hieß Ada und war stets der Mittelpunkt einer Feier. Auch an diesem kalten Winterabend stand sie wieder inmitten einer Schar extravaganter und poppig gekleideter Gäste. Sie trug das Haar hochgesteckt und ein mehrmals um den Körper gewickeltes knallrotes Seidenkleid, das in der oberen Hälfte sehr eng anlag, unter den Knien jedoch auseinander fächerte, so dass es wie eine Glocke wirkte.

Ihr Lachen war überall zu hören. Ada hatte schon einige Gläser getrunken, dann gab sie sich immer lässig, und ihr afrikanisches Blut, wie Lewis stets zu sagen pflegte, drang voll durch. Die Lippen der Frau glänzten wie grüner Lack. Sie fand es einfach irre, einen grünen Lippenstift aufzulegen. Der neueste Gag und frisch aus Paris übernommen, waren die lackierten Fingernägel. Jeder glänzte in einer anderen Farbe. Das fing bei der schwarzen an, wurde immer heller, lief als Mittelpunkt über ein Blutrot und endete schließlich in einem blassen Perlmutter-Ton.

Wenn Ada sich bewegte, begannen ihre Ketten und Ringe zu klirren. Sie hatte ein Faible für Schmuck, doch auffallend musste er sein. Natürlich sahen auch die beiden Ohrringe verschieden aus. Der linke glich einem Wagenrad, wobei die ›Speichen‹ mit künstlichen Juwelen besetzt waren, der andere erinnerte an eine Schlange, die von innen her leuchtete. Das Kleid besaß einen tiefen Ausschnitt. Ada hatte es nicht nötig, einen BH zu tragen. Ihre Brüste waren fest, die Spitzen drückten gegen den weichen Stoff, der sich bei jeder Bewegung verschob, so dass die heißblütige Frau wie unter einem Dauerreiz stand.

Ihre Augen versprühten ein lockendes Feuer, und auch in den Brauen steckten winzige Diamantsplitter. Die allerdings waren echt, wie Ada versicherte.

Natürlich hatte der Gastgeber auch für Musik gesorgt. Aus vier großen Lautsprechern dröhnte heißer Sound, und im Augenblick war Ray Parker junior an der Reihe, der seinen Hit von den Ghostbusters kehlig in den großen Wintergarten schmetterte.

Es war schon was los. Wer nicht tanzte oder sich zumindest rhythmisch bewegte, schlürfte Champagner oder harte Getränke, an einer der vier kleinen Bars.

Lewis Coleman war zufrieden. Er hatte zahlreiche Schriftsteller und Autoren zu Gast. Es waren auch Fachgespräche geführt worden,

und man hatte versprochen, sich Tage später zu treffen, um über die Konditionen zu verhandeln.

Coleman trug einen weißen Anzug. Der Schneider dieses Kleidungsstücks wohnte in Mailand und gehörte zu den Top-Leuten der internationalen Modeszene. Wer Coleman zuerst sah, hätte ihn für einen ausgeflippten Musiker halten können. Sein schwarzes Haar trug er noch im Stil der siebziger Jahre. Die Strähnen hingen bis auf die Schultern und fielen auch gegen den Rand der dunklen Hornbrille, die so gar nicht zu dem schmalen solariumbraunen Gesicht des äußerst schlanken Mannes passen wollte.

Der Gastgeber schlenderte auf die Whiskybar zu, warf einen kurzen Blick zu seiner Frau hinüber, die wieder einmal laut lachte und ihren Körper dabei so weit nach hinten gebeugt hatte, dass sie von zwei Gästen gestützt werden musste.

Coleman grinste schief. Ada war eine Wucht. Wenn sie sich amüsierte, war die Party gerettet. Sie konnte eine halbe Armee unterhalten, so dass Lewis immer Muße fand, sich auch mit einigen Leuten über Geschäfte zu unterhalten.

Er war kaum an die Bar herangetreten, als er angesprochen wurde. Der Mann löste sich aus der Deckung der hinter der Bar stehenden Gewächse. Er hielt ein Whiskyglas fest und machte keinen sehr glücklichen Eindruck. Lewis schaute auf. »Hi, Darryl.«

»Ja...«

»Mehr sagst du nicht?«

Der mit Darryl Angesprochene schüttelte den Kopf, stellte das Glas weg und stützte sich schwer auf die Barkante. »Nein, mehr sage ich nicht.«

Coleman füllte sein Glas mit einem Doppelten. »Weshalb nicht? Gefällt es dir nicht?«

»Doch, das schon.«

»Na also.« Coleman lächelte belanglos. »Ist ja alles in Ordnung.«

Der etwa fünfzigjährige Darryl schüttelte den Kopf. »Nein, Lewis, nichts ist in Ordnung, gar nichts, und das weißt du genau.«

»Wieso?«

Darryl schaute auf. Er kniff die Augen ein wenig zusammen. Das Gesicht war vom Genuss des Alkohols gerötet. »Das weißt du genau, verdammt«, erwiderte er. »Verdammt genau weißt du das.«

»Nein, wirklich nicht.«

»Tu doch nicht so.«

Lewis Coleman nahm einen Schluck, wollte sich abwenden, doch Darryl hielt ihn an der Schulter fest. »Moment, Junge, so kommst du mir hier nicht weg.«

Der Agent verzog das Gesicht. Eine unwillige Grimasse entstand. »Was ist denn noch?«

Darryl kam näher. Er roch nach Whisky und Bier. »Du weißt genau, was ich von dir will.«

»Nein, das weiß ich nicht.«

Darryl nickte, »Okay, okay, Lewis, dann sage ich es dir. Ich brauche Geld!«

Coleman lachte. Er lachte laut und schallend. »Geld?« fragte er danach und hustete. »Ja, das brauche ich. Wirklich, Darryl, ich brauche auch Geld.«

»Und du hast davon genug. Im Gegensatz zu mir.« Er tippte gegen die Brust seines blauen Hemdes.

»Das ist aber nicht mein Problem!«

»Doch, es ist dein Problem.«

»Nein, die anderen wollen deine Arbeiten nicht.« Coleman drehte das Glas zwischen den Fingern. »Es gibt sogar Verlage, die haben mir geschrieben, dass man mit deinen Geschichten überhaupt nichts anfangen kann und ich mich hüten soll, jemals wieder etwas von dir einzuschicken. Du liegst eben nicht im Trend. Aber der kann sich noch ändern.«

»So? Meinst du?«

»Wie ich dir sagte.«

»Bis dahin bin ich längst verhungert.«

Coleman schob die Unterlippe vor. »So leicht verhungert man nicht. Außerdem kannst du dich hier satt essen. Steht ja genug herum. Das meiste wird, wie ich die Lage einschätze, sowieso weggeworfen. Also, mein Lieber, schlag dir den Bauch voll.«

Diese zynischen Worte blieben bei Darryl nicht ohne Wirkung.

»Verdammt, Lewis, du bist ein Schwein.«

»So etwas sagt immer der, der hinten ansteht.«

»Trotzdem bist du ein Schwein!« Darryl hatte jetzt lauter gesprochen, was Coleman überhaupt nicht gefiel.

»Hör zu, Junge«, sagte der Gastgeber. »Ich habe nicht Leute eingeladen, um mich beleidigen zu lassen. Wenn du Stunk machen willst, zieh Leine. Ja, es ist besser, wenn du gehst. Ich schicke dir dienen Kram, der noch bei mir liegt, morgen zu. Dann...«

Die Faust kam so schnell, dass Coleman sie erst sah, als es zu spät war. Sie nahm plötzlich sein gesamtes Blickfeld ein und traf ihn mitten im Gesicht. Der nicht sehr standfeste Coleman rauschte nach hinten in die Büsche neben der Bar. Da polterten Töpfe um, Zweige wurden geknickt, und einige der in der Nähe stehenden Gäste schauten überrascht zu, wie Darryl nickte und sich umdrehte.

»Das war mal nötig!« rief er. Niemand hielt ihn auf, als er sich seinen Weg durch die Menge bahnte.

Coleman aber war nicht zu sehen. Nur seine Schuhe schauten aus dem Grünzeug hervor. Da sie aus weiß gefärbtem Leder bestanden, fielen sie besonders auf.

»Einer hat deinen Mann niedergeschlagen, Ada!« rief jemand. Ada, leicht angetrunken, begriff nicht sofort. Als sie den Ort des Geschehens endlich erreichte, hatten schon ein paar Gäste Lewis Coleman zwischen den Bäumen hervorgezogen.

Er sah schlimm aus. Die Faust des anderen hatte ihn knallhart erwischt. Blut hatte sich über sein Gesicht verteilt. Die Nase war nur mehr ein Klumpen, ebenfalls die Lippen, und Coleman wimmerte vor Schmerzen. Plötzlich war die Stimmung hin. Einer hatte die Idee, die Anlage leiser zu drehen, so dass die Leute nicht mehr abgelenkt wurden. Einige Gäste konnten kein Blut sehen. Schauernd wandten sie sich ab. Andere waren da mutiger. Sie hakten den Mann unter, und jemand fragte nach dem Bad.

»Wartet, ich gehe vor!« Ada war plötzlich durcheinander. Es hatte auch niemand daran gedacht, den Schläger aufzuhalten, und der Geschlagene war überhaupt nicht in der Lage zu reden. Man schleifte Coleman quer durch den Wintergarten, auf einen der Ausgänge zu. Er hinterließ eine rote Tropfenspur auf den hellen Fliesen. Die Tür erreichte er nicht mehr, denn plötzlich trat ein Ereignis ein, das alle überraschte.

Es regnete Feuer!

Jedenfalls glaubten dies die Gäste, als sie durch die aus dem Himmel fallenden Flammen geblendet wurden. Sie fielen von außen her auf das Dach, nichts hielt sie auf, und die Glaskonstruktion über den Köpfen der Menschen platzte weg.

Ein gewaltiger Scherbenregen, bestehend aus großen und kleinen Stücken, regnete auf die völlig überraschten und entsetzten Partygäste, die von einer Sekunde auf die andere in Panik verfielen. Jeder dachte nur an sich. Um Coleman kümmerte sich keiner mehr. Selbst seine Frau Ada ließ ihn los und rannte schreiend davon.

Die Flammen waren schneller. Wie gierige Hände fauchten sie herbei, jagten durch das zerstörte Dach auf die entsetzten Menschen nieder und glitten in wellenartigen Lohen durch den Wintergarten. Nichts war vor ihnen sicher. Sie sprangen an den Wänden hoch und brachten durch ihre heiße Kraft das Glas in Sekundenschnelle zum Schmelzen. Da sie von allen Seiten herbeigekommen waren, gelang

es den Menschen nicht, ihnen zu entgehen. Auch dort, wo sich die Ausgänge befanden, glitt das Feuermeer hin und versperrte den Weg. Es war furchtbar.

Die Schreie der Eingeschlossenen übertönten das Knattern und Fauchen der Lohen. Wind blies durch das offene Dach in die Feuermasse und entfachte sie noch stärker. Und sie fanden ihre Ziele. Tanzende, zuckende Arme schleuderten die brennende Kleidung der Gäste in die Höhe.

Auch auf Lewis Coleman huschte das Feuer zu. Er konnte ihm nicht entgehen. Still lag er auf dem Boden, spürte die Hitze und hatte das Gefühl, mitten in der Hölle zu stecken. Dann wusste er nichts mehr, denn alles um ihn herum zerlief zu roten, gierigen Kreisen. Vorbei... Und die Partygäste flohen. Sie rannten durch die zerstörten Scheiben hinein in den Garten, wälzten sich dort auf dem Boden und versuchten verzweifelt, ihre brennende Kleidung zu löschen. Niemand war da, der auf seinen Nachbarn achtete, und niemand sah die gewaltige Gestalt, die innerhalb des Feuers erschien, ein brennendes Schwert schwang und grell lachte.

Nur ein Mann, der das Ende des Grundstücks schon erreicht hatte, drehte sich um. Es war Darryl! Er schaute in die Feuerwand, sah die hochfliegenden Funken, hörte den Explosionsknall und schüttelte den Kopf. Dann sah er die riesige, von Feuerzungen umtanzte Gestalt. Für die Dauer weniger Sekunden blieb er stehen und rannte danach ebenfalls in wilder Panik davon...

Dieser Montagmorgen gefiel mir überhaupt nicht. Schon beim Aufstehen hatte ich das Gefühl, Blei in den Knochen zu haben. Ich bekam die Beine kaum in die Höhe, blieb neben dem Bett stehen und fuhr mir mit allen zehn Fingern durchs Gesicht.

Mir fiel ein, dass ich schlecht geschlafen hatte. Erst weit nach Mitternacht war ich in den tiefen Schlummer gefallen und fühlte mich

jetzt wie gerädert.

Dabei hatte ich am Abend zuvor nicht einmal einen Whisky getrunken, sondern den Sonntag allmählich ausklingen lassen. Einen Grund für meine Mattheit gab es also nicht, wenigstens keinen für mich erkennbaren. Vielleicht lag es auch am Wetter, denn als ich aus dem Schlafzimmerfenster in die Dunkelheit schaute, sah ich die langen Tropfen an der Außenhaut der Scheibe. Sie sahen aus wie helle, dünne Finger, und im Licht der Laternen entdeckte ich das helle Glitzern. Das war nicht allein Regen, sondern auch Schnee. Widerlich und nasskalt.

Das hatte mir an diesem Montag noch zu meinem Glück gefehlt. Ich schlich wie ein lustloser Penner in Richtung Dusche, streifte den Schlafanzug ab und legte auch das Kreuz zur Seite, bevor ich die Dusche anstellte. Sekunden später jagten die Strahlen hart und kalt auf meinen Körper, und es ging mir langsam wieder besser. Das Blei verschwand aus den Knochen, auch meine Müdigkeit wurde weggespült. Während ich mich abtrocknete, dachte ich ans Büro. Wahrscheinlich wartete am Vormittag Aktenarbeit auf meinen Freund Suko und mich. Nachmittags mussten wir uns dann einen Vortrag anhören. Ein Dozent wollte über moderne Methoden der Verbrechensbekämpfung reden. Möglicherweise konnte ich da den verlorenen Schlaf nachholen. Ich zog frische Unterwäsche an, nahm mein Kreuz, wollte es umhängen und warf zuvor einen Blick darauf.

Im ersten Augenblick glaubte ich an eine Täuschung. Wie vom Donner gerührt, stand ich auf den Fliesen und schüttelte den Kopf. Mit der freien Hand wischte ich mir einige Wassertropfen aus den Augen, da ich immer noch glaubte, mich vertan zu haben.

Nein, es war kein Irrtum. Das Kreuz hatte sich verändert. Nicht in der Form, sondern was die Zeichen anbetraf. Seit einiger Zeit waren zudem die Symbole verschwunden, die ich noch nicht enträtselt hatte, jetzt aber war das U verschwunden.

Es hatte sich genau dort befunden, wo das Kreuz in seiner senkrechten Achse auslief. An dem rechten Balken stand das R für Raffael, direkt gegenüber das G für Gabriel und an der oberen Spitze des Kreuzes das M für Michael.

So hatte es sein sollen. Jetzt fehlte das U, und ich starrte mein Kreuz an, als sähe ich es zum erstenmal.

Tief holte ich Luft und schüttelte dabei den Kopf. Ich versuchte an etwas anderes zu denken, nicht einmal das gelang mir, so legte ich das Kreuz auf einen kleinen Hocker und stieg in meine Kleidung. Auf eine Krawatte verzichtete ich und zog statt dessen meinen neuen gelben Pullover an. Danach nahm ich das Kreuz wieder an mich. Noch immer fehlte das U. Ich verzog die Lippen. Es wurde kein Lächeln, sondern mehr ein grimassenhafter Ausdruck. Mit allem hatte ich gerechnet, nicht mit dieser so schrecklichen Tatsache.

Wie konnte es möglich sein? Darüber zerbrach ich mir den Kopf, als ich in die kleine Küche ging und die Kaffeemaschine einstellte. Das Kreuz hatte ich daneben gelegt und holte eine Lupe, um die bestimmte Stelle genau anzuschauen.

Nichts war zurückgeblieben. Kein Abdruck, ich schaute auf die völlig glatte Fläche des Kreuzes und konnte nichts mehr tun, als ratlos die Schultern heben.

Als der Kaffee fertig war, legte ich die Lupe zur Seite. Hunger verspürte ich keinen mehr.

Weshalb hatte sich das Kreuz verändert? Was steckte hinter allem? Welche Gefahr braute sich über meinem Kopf zusammen, von der ich bisher noch nichts wusste?

Es war schon ein bedrückendes Gefühl, sich mit diesen Gedanken herumschlagen zu müssen, und es war nicht das erste Mal, dass ich auf eine magische Art und Weise gewarnt worden war. Falls ich es als Warnung auffasste, musste das Kreuz bereits etwas von dem verspürt haben, was sich zusammen braute. Nur ich war ahnungslos.

Hing es mit Lilith, der Großen Mutter, zusammen? Seit kurzer Zeit hatte sich diese vorbiblische Figur wie ein Phönix aus der Asche erhoben, um Asmodis oder Luzifer zur Seite zu stehen. Und sie hatte mir auch schon die Machtlosigkeit meines Kreuzes bewiesen, als es ihr gelungen war, dieses wertvolle Kleinod zu manipulieren.

Langsam trank ich den Kaffee. Er war viel zu heiß, ich merkte es kaum und hatte nur Augen für das Kreuz. Als ich die Tasse zur Seite stellte, zündete ich mir eine Zigarette an. Den Rauch blies ich gegen die Decke, wo er sich zu dicken Wolken verteilte.

Dann verließ ich die Küche. Ein Blick auf die Uhr bewies mir, dass es Zeit wurde, ins Büro zu fahren. Wahrscheinlich würde ich schon zu spät kommen, und ich hörte auch das beinahe aggressive Klingeln an, meiner Wohnungstür.

Das war Suko. Als ich geöffnet hatte, überschüttete er mich bereits mit Vorwürfen. »Bist du gestern Abend versackt, oder weshalb siehst du noch so müde aus?« fragte er vorwurfsvoll.

»Komm rein!«

»Jetzt noch?«

»Ja, komm schon.«

Suko hatte an meiner Stimme festgestellt, dass etwas nicht stimmte. Ich schloss hinter ihm die Tür und holte das Kreuz aus meiner Hosentasche hervor. »Was soll das denn?« fragte mich mein Partner.

»Sieh es dir an.« Suko schaute genau hin, runzelte die Stirn und blickte mir ins Gesicht. »Verdammt, da fehlt ja etwas.«

»Genau, mein Lieber. Es ist das U.«

»Und?« Er hob die Schultern. »Hast du eine Erklärung für dieses Phänomen?«

»Die habe ich eben nicht«, erwiderte ich. »Aus diesem Grunde bin ich so durcheinander. Ich sage dir, Partner, da braut sich etwas zusammen. Und zwar was verdammt Heißes.«

Suko lehnte mit dem Rücken an der Wand. »Eine Spur oder eine

Idee hast du nicht zufällig?«

»Nein.«

»Was willst du dann machen?«

Ich hob die Schultern. »Gar nichts, wie man so schön sagt. Ich lasse alles auf mich zukommen.«

»Das ist nicht viel.«

Mein Grinsen fiel schief aus. »Hast du denn eine Idee?«

»Auch nicht.«

»Okay, dann fahren wir ins Büro. Nur mit dem einen Unterschied. Du setzt dich ans Steuer.«

Mein Freund war einverstanden. Wir verließen gemeinsam die Wohnung und rauschten mit dem Lift in Richtung Tiefgarage. Worte verschwendeten wir keine. Ein jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Nur Suko warf mir hin und wieder einen fragenden Blick zu, dem ich allerdings auswich.

Obwohl eigentlich nichts passiert war, konnte ich diesen Montagmorgen als schlimm bezeichnen. Ich war nicht angegriffen worden, ich hatte auch keine seelischen Attacke verspürt, nur eben mein Kreuz war nicht mehr so wie am Abend zuvor. Und das machte mich fertig. Über das Dach des Wagens hinweg schaute ich Suko an, der bereits seine Bentleyschlüssel in der Hand hielt und öffnete. »Du willst wirklich nicht fahren?« fragte er.

»Nein.«

»Okay.« Er klemmte sich hinter das Lenkrad, während ich mich auf den Beifahrersitz platzierte.

Suko startete. Der Motor war kalt. Die Abgaswolke stand hinter uns für einen Moment träge in der Luft. An der Rampe mussten wir warten, weil mehrere Wagen den unterirdischen Komplex verließen. Rechts und links wuchsen die grauen Betonwände hoch wie bei einem Tunnel. Ich starrte durch die Scheibe, ohne meinen Vordermann eigentlich richtig zu sehen, denn meine Gedanken waren

ganz woanders.

Ich hatte Angst. Es war ein Gefühl, wie ich es kaum kannte. So schleichend und ungewöhnlich bedrückend. In der letzten Zeit häuften sich die Vorfälle, die sich negativ auf die Kraft meines Kreuzes auswirkten. Die Hölle war dabei, gegenzusteuern. Sie wollte meine stärkste Waffe vernichten, und das hatte Lilith bereits mit ihrem ersten Angriff, damals in dem halbfertigen Neubau, angekündigt. Da hatte ich ihn abschmettern können, doch jetzt musste es ihr gelungen sein, auch an den Grundfesten des Kreuzes zu rütteln, da der Buchstabe des Erzengels Uriel verschwunden war.

Vier Erzengel hatten ihre Insignien hinterlassen, seit heute waren es nur noch drei. Konnten sie noch widerstehen?

Ich bekam von dem überaus dichten Londoner Cityverkehr kaum etwas mit, weil meine Gedanken auf Wanderschaft gegangen waren. Zudem kamen wir nur langsam voran, selbst Suko stöhnte hin und wieder auf. Zudem klatschte nasser Schneeregen gegen die Karosserie und hinterließ auch seine Spuren auf den Scheiben. Monoton arbeiteten die Wischer, zwischen den einzelnen Fahrzeugen standen hellgrau und wolkig die Auspuffgase.

Fast eine halbe Stunde Verspätung hatten wir, als Suko den Wagen auf dem Parkplatz abstellte. »Wenn sie uns jetzt mit Mahlzeit begrüßen, dürfen wir uns nicht wundern«, meinte mein Freund. Ich winkte nur ab. Im Schneeregen liefen wir die paar Schritte bis zum Hintereingang und ließen uns mit dem Lift in die Höhe schießen. Als ich die Bürotür zum Vorzimmer aufstieß, saß Glenda da und machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Was ist los?« fragte Suko.

»Sir James wartet auf euch.«

»Wo?« fragte ich und zog den Reißverschluss meiner Lederjacke nach unten.

Glenda Perkins deutete auf unsere Bürotür. »Da hockt er und lauert

wie eine Schlange auf das Kaninchen.«

»Gibt es einen Grund?« fragte ich.

Glenda hob die Schultern und zog die Mundwinkel nach unten.
»Weiß ich nicht. Mit der Verspätung scheint es wohl nicht unbedingt zusammenzuhängen.«

»Das wäre ja noch schöner«, erwiderte ich und öffnete die Tür zu unserem gemeinsamen Office. Sir James hatte es vernommen. Auf meinem Stuhl drehte er sich um, schaute Suko und mich durch die dicken Brillengläser scharf an und schielte auf seine Armbanduhr.

»Guten Morgen«, sagten Suko und ich.

»Meinetwegen auch Mahlzeit«, brummte Sir James.

»Sollen wir Urlaub nehmen?«

»Reden Sie keinen Unsinn, John, setzen Sie sich.«

Ich nahm den Besucherstuhl, während Suko hinter seinem Schreibtisch Platz nahm. Erwartungsvoll schauten wir unseren Chef an, der nicht nur schlechte Laune mitgebracht hatte, sondern auch einen Stapel Zeitungen. Die meisten waren schon so aufgeschlagen und so gefaltet, dass wir die Artikel sofort lesen konnten.

»Gestern und am Samstag sind die Dinge passiert«, erklärte uns Superintendent Sir James Powell. »Lesen Sie die Berichte und sagen Sie mir dann Ihre Meinung.«

Das taten wir. Ich überflog die Berichte nur, Suko ebenfalls, und danach legten wir die Gazetten zur Seite.

»Nun?« fragte unser Chef.

»Da hat es gebrannt«, erklärte ich.

»Ach, wirklich?« Die Stimme unseres Chefs trifft vor Spott. »So schlau bin ich auch. Es hat aus heiterem Himmel gebrannt. Wenigstens auf dieser Party. Das Feuer ist vom Himmel gekommen, und beim ersten Brand auf dem jüdischen Friedhof ist der Sarg des Toten explodiert und hat den Flammensturm entlassen. Finden Sie das vielleicht natürlich?«

»Nein«, gaben Suko und ich zu. »Natürlich ist das nicht.«

»Eben.«

»Wobei ich mich frage«, fuhr Suko fort, »ob die Zeugen sich nicht geirrt haben.«

»Nein, das glaube ich nicht. Zunächst einmal die Bilanz. Bei dem Brand in der Leichenhalle hat es zum Glück nur einen Toten gegeben, andere sind verletzt worden. Die Party endete schrecklich. Vier Tote insgesamt. Unter anderem die beiden Gastgeber. Sollte für das plötzliche Feuer keine natürliche Erklärung gefunden werden, sind wir aufgerufen, der Sache so schnell wie möglich nachzugehen.«

»Was sagen die Techniker?« fragte Suko.

»Sie stehen vor einem Rätsel. Es sind die besten Spezialisten angefordert worden, man hat die Brandstellen untersucht, Quadratzoll für Quadratzoll, aber man hat nichts gefunden, was auf eine Brandstiftung hingewiesen hätte.«

»Bei beiden nicht?« fragte ich.

»So ist es.«

Glenda Perkins betrat das Büro, brachte zwei Tassen Kaffee und ein Glas mit Magenwasser für Sir James. Über den Kaffee freute ich mich und auch über Glendas Anblick, die eine Winterhose in gelb trug und einen gelbblau gestreiften Pullover, der locker bis über die Taille fiel, aber Glendas Formen nicht völlig verbergen konnte. Wir bedankten uns, und Glenda zog sich zurück.

»Kommen wir zu den Zeugenaussagen«, sagte Sir James, als Suko und ich tranken. »Einige davon sind besonders interessant. Ich habe sie mir von den zuständigen Stellen schicken lassen. Was Sie gleich lesen, steht in keiner der Zeitungen.«

Wir bekamen die Kopien gereicht und wechselten uns ab. Es war in der Tat interessant. Übereinstimmend wurde von mehreren Zeugen und unabhängig voneinander ausgesagt, dass sie inmitten des Flammenmeeres eine übergroße, gewaltige Gestalt gesehen hatten,

die ein flammendes Schwert in der rechten Hand hielt. Einer beschrieb die Gestalt als ein engelhaftes riesiges Wesen, das von den Flammen umhüllt wurde wie ein feuriger Panzer.

Ich ließ die Bögen sinken. »Nun?« fragte Sir James und schaute mich an.

»Ja«, sagte ich und runzelte die Stirn. »Es scheint tatsächlich etwas dran zu sein.«

»Das können Sie wohl sagen, John.« Sir James verengte die Augen zu Schlitzen. »Ich hätte anders reagiert, wenn die beiden Zeugen unterschiedliche Aussagen von sich gegeben hätten. So aber müssen wir uns um die Sache kümmern. Sie und Suko fahren am besten zu der ersten Brandstelle hin. Dort wartet ein gewisser Rock Dennison auf Sie. Er ist Leiter des Spezialtrupps und nimmt die Brandstelle noch einmal unter die Lupe.«

»Was ist eigentlich mit den Toten?« fragte Suko. »Wo können wir sie finden?«

Sir James sank nach vorn. Er nahm dabei einen Schluck Magenwasser und schüttelte den Kopf, wobei sein Gesicht einen fast schon traurigen Ausdruck annahm. »Nirgendwo«, erklärte er uns. »Die Toten sind nicht aufzutreiben.«

»Was heißt das denn?« fragte ich.

»Verschwunden. Spurlos. Sie sind zu Asche geworden. Trotz intensiver Suche haben die Spezialisten von ihnen nichts entdeckt. Und das ist wieder ein Punkt, der mir Sorgen bereitet.«

»Dann können wir davon ausgehen, dass wir es nicht mit einem normalen Feuer zu tun gehabt haben«, meinte Suko.

»Das ist möglich.« Sir James wollte sich erheben, schaute uns allerdings zuvor fragend an, ob wir noch etwas auf dem Herzen hätten.

Ich verstand den Blick und sagte: »Da ist noch eine Sache, Sir. Es ist mir am heutigen Morgen passiert und erklärt auch den Grund

meiner Verspätung.« Ich holte das Kreuz hervor. »Es fehlt ein Buchstabe.«

»Ach.« Sir James nahm das wertvolle Kleinod in die Hand. Sehr genau schaute er nach, runzelte die Stirn und bewegte die Augenbrauen. Dass die von mir noch nicht enträtselten Zeichen verschwunden waren, wusste er bereits. Neu war für ihn das nicht mehr vorhandene U, und das bereitete ihm Sorgen.

»Lilith?« erkundigte er sich.

»Möglich.«

»Aber Sie wissen es nicht?«

»Nein, Sir.«

Sir James nickte. »Wobei ich mich frage, was es für einen Sinn haben könnte, das U auszulöschen.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Was wissen Sie über den Erzengel Uriel?« fragte er weiter.

Leider musste ich passen. »Wenig genug, aber ich werde nachschauen, das steht fest.«

»Meine ich auch«, erwiderte er. »Zunächst kümmern Sie sich bitte um die ungewöhnlichen Brände. Mr. Dennison hat Bescheid bekommen. Er wartet auf Sie beide.« Mit diesen Worten waren wir entlassen. Wir nickten Sir James zu und verließen sehr nachdenklich unser Büro. Ich hatte meine rechte Hand in die Seitentasche der Lederjacke vergraben. Die Finger dort umklammerten das Kreuz...

Der Vorname Rock heißt übersetzt zwar soviel wie Felsen, doch Rock Dennison war genau das Gegenteil davon. Übernatürlich klein, schwächling, und bei miesem Wetter trug er schon seit Jahren einen abgewetzten Ledermantel, so stampfte er auch durch die Aschenreste. An seiner Schiebermütze war er immer zu erkennen.

Wir hatten ihn noch nie zuvor gesehen und blieben, nachdem wir den Wagen abgestellt hatten, zunächst einmal im Hintergrund. Der jüdische Friedhof wurde von einem Gitter umgeben. Die Gräber

sahen gepflegt aus. Oft genug entdeckten wir Motive des alten Testaments auf den Grabsteinen, sei es nun der sechsarmige Leuchter oder der Judenstern. Man wusste sofort, wo man sich befand.

Das schöne Bild änderte sich sehr rasch, als die Leichenhalle in Sicht kam. Da wir die letzten Yards zu Fuß gingen, konnten wir das Bild sehr deutlich aufnehmen. Noch immer wehte uns der Gestank von kaltem Rauch entgegen. Auf den naheliegenden Grabsteinen lag eine dünne Ascheschicht, die sich auch auf den Gräbern verteilt hatte. Zum Glück fiel kein Schneeregen mehr, nur der Wind blies uns scharf gegen die Gesichter und wühlte auch die Aschereste wie graue Schneeflocken in die Höhe.

Von der Leichenhalle stand so gut wie nichts. Fast bis auf die krummen Reste der Grundmauern war alles niedergebrannt. Trümmer, Asche und erkaltete Glut bildeten einen Wirrwarr, den die Spezialisten abgesteckt hatten und noch einmal untersuchten. Die Männer orientierten sich an den gespannten Bändern, die das Gelände in einige Gebiete aufgeteilt hatten.

Wir wurden bemerkt. Ein junger Mann, der eine Meßlatte in der Hand hielt, sprach uns an. Wir wiesen uns aus. »Auf Sie hat Mr. Dennison schon gewartet«, erklärte er.

»Wer ist es denn?« fragte ich.

»Was, den kennen Sie nicht?«

»Nein.«

Der Mann mit der Latte lachte. »Wenden Sie sich an den, der die Schiebermütze trägt.«

»Danke.«

Wir ließen den kopfschüttelnden Helfer stehen und machten uns auf den Weg. Schon bald stampften wir durch die Trümmer. Die feucht gewordene Asche verdreckte nicht nur die Schuhe, auch einen Teil der Hosenbeine. Da hatten es die Spezialisten in ihren Gummistiefeln schon besser.

Dennison sah uns und wartete, bis wir ihn erreicht hatten. Er musste den Kopf etwas in den Nacken legen, um uns anschauen zu können. Seine roten Wangen glänzten wie frisch polierte Weihnachtsäpfel. »Sie kommen vom Yard?«

»Ja.« Ich stellte uns vor.

»Gehört habe ich schon von Ihnen.« Er nickte. »Sie scheinen ja einiges hinter sich zu haben.«

»Es geht.«

»Okay, kommen wir zur Sache.« Er drehte sich und deutete in die Runde. »Sie sehen hier etwas, das ich mir auch nicht erklären kann. Und ich bin ein alter Hase.«

»Inwiefern?« fragte Suko.

Dennisons Arm sank wieder nach unten. »Das ist ganz einfach. Die abgebrannte Leichenhalle bestand aus Marmor. Und Marmor ist zwar nicht gerade gegen Feuer absolut gefeit, aber er brennt nicht so nieder, wie Sie es hier sehen. Da ist ja praktisch nichts mehr von zu sehen. Alles niedergemacht. Nur noch Asche.«

»Haben Sie eine Erklärung?« Rock Dennison schaute mich an, als hätte ich Unmögliches von ihm verlangt.

»Erklärung?« flüsterte er. »Sie sind gut. Ich habe keine, es gibt für dieses Chaos keine. Wir haben nach jedem Brand, in dem Menschen umgekommen sind, auch die Leichen entdeckt. Nur hier nicht. Können Sie mir das erklären, Mr. Sinclair?«

»Nein.«

Er lachte. »Und das sagen Sie so einfach.«

»Sie sind der Spezialist«, meinte Suko.

»Ja, der bin ich.« Dennison nickte heftig. »Und ich lasse mich bald vorzeitig pensionieren, wenn ich diese Scheiße, entschuldigen Sie, hier sehe. Das ist nicht zum Aushalten.« Er hatte so laut gesprochen, dass seine Männer aufmerksam wurden und zu uns herschauten.

»Wie kann es denn entstanden sein?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung.«

»Dann ist es Ihnen auch nicht möglich, eine Analyse des Feuers zu erstellen. Ich meine, Sie wissen nicht, wie es...«

»Nein, nein.« Er ließ mich nicht ausreden. »Man könnte wohl meinen, dass Napalmbomben geschleudert worden sind. Aber wer tut so etwas mitten in London? Wir sind nicht im Vietnam-Krieg.«

»Möglich ist alles.«

»Auch nicht, Sinclair, auch nicht. Wenn mit Napalm gearbeitet worden wäre, hätten wir Spuren entdecken müssen. Und die gab es leider nicht. Also muss das Feuer aus einem anderen Stoff entstanden sein.«

»Und aus welchem?«

»Sie können vielleicht fragen!« Er warf mir einen regelrechten Beschwerdeblick zu. Ja, ich konnte fragen, und ich musste auch fragen, obwohl wir damit nicht weiterkamen.

»Wir können uns ja mal umsehen«, schlug Suko vor.

»Tun Sie das«, sagte Dennison. »Ich habe nichts dagegen. Vielleicht finden Sie tatsächlich etwas. Dann können Sie ja meinen Job haben.«

Er lachte und ging zu seinen Männern.

»Komischer Typ«, meinte Suko.

»Ja, der hat die Enttäuschung seines Lebens erlitten.« Ich schaute mich um. »Es sieht auch wirklich schlimm aus hier. Da hat irgend etwas gewütet, das ich mir nicht erklären kann.«

»Höllengefeuer.«

»Daran habe ich auch gedacht«, gab ich zu.

»Und hast Dennison nichts davon gesagt«, bemerkte Suko.

»Hätte er mir geglaubt?«

»Wohl kaum.«

»Da hast du's.«

Wir waren während unseres Gesprächs ein Stück weitergegangen

und näherten uns dem Zentrum der niedergebrannten Leichenhalle. Es war wirklich unglaublich. Nichts stand mehr. Das Feuer musste gewütet haben wie ein Raubtier. Suko und ich konnten nur mehr ahnen, wo der Sarg gestanden und sich demnach das Zentrum befunden hatte. Dort war die Umgebung noch schwärzer. Suko fiel auf, dass sich sogar ein Loch im Boden befand.

Wir traten an die Stelle heran. Fußabdrücke bewiesen uns, dass bereits mehrere Personen nachgeforscht und die Umgebung analysiert hatten.

»Marmor brennt wie Holz«, flüsterte Suko. »Kaum zu fassen.« Er schüttelte den Kopf.

Ich hörte seine Worte nur mehr vorbeirauschen, war in die Knie gegangen und hielt mich am Rand der Grube auf. Mein Blick fiel in die Tiefe. Den Zeugenaussagen nach zu urteilen, waren die Flammen aus dem Sarg geschleudert worden, und sie mussten sich nicht in eine Richtung ausgebreitet haben, sondern auch nach unten in die Erde. Eine andere Lösung konnte ich mir nicht vorstellen. Die Asche, die in der Grube lag, sah fettig aus, als hätte jemand Öl darüber geschüttet. Mit dem gekrümmten Zeigefinger schabte ich ein wenig vom Rand der Grube ab, fühlte gleichzeitig mit dem Daumen nach und stellte fest, dass diese Asche tatsächlich aus einem besonderen Material bestand.

»Und?« fragte Suko.

Ich richtete mich auf. »Sie ist fettig.«

»Hat das was zu bedeuten?«

Ich blickte ihn über die Grube hinweg an. »Wir könnten mal den Brandmeister fragen.«

Er kam sowieso. Die Hände hatte er in den Taschen seiner Parkajacke vergraben. »Na, was gefunden?« fragte er.

»Ja, die Grube.«

Er lachte mich an. »Darüber sind wir auch gestolpert. Es gibt aber

eine einfache Erklärung. Der Boden unter dem Podest, auf dem der Sarg stand, war hohl. Beim Brand muss alles zusammengebrochen sein, deshalb diese Grube.«

Ich kratzte mich am Kinn. »Und die seifige Asche?«

»Stammt von einem Material, das hier nicht zu finden ist.«

»Meinen Sie damit einen Menschen?«

»Vielleicht.«

»Wieso?« fragte Suko. »Haben Sie das noch nicht analysiert?«

»Nein«, erwiderte Dennison. »Wir sind nicht dazu gekommen. Hier ist der Teufel los. Vergessen Sie nicht, dass es noch eine zweite Brandstelle gegeben hat.«

Da hatte er natürlich recht. Hier hatte es einen Toten gegeben, an der zweiten Brandstelle vier. Wahrscheinlich würde eine Analyse der Asche dort das gleiche Ergebnis bringen wie auch hier. Eine Erklärung hatten wir damit auch nicht.

Dennison schob seine Mütze etwas zurück. »Sie können sich ja noch hier umsehen«, erklärte er. »Meine Männer und ich werden uns zurückziehen. Falls Sie noch Fragen haben, Sie finden unseren Trupp an der zweiten Brandstelle. Okay?«

»Ja.« Dennison ging. Wir schauten ihm nach, wie er seine Leute einsammelte. Wenig später fuhren die Wagen ab.

Zu zweit blieben wir zurück. Am Himmel türmten sich graue Wolkenberge. Steif und kalt blies der Wind. Das kahle Geäst der Bäume glänzte nass. Die Gräber sahen wir wie stumme Zeugen vor uns stehen.

»Jetzt sind wir soweit wie zuvor«, meinte Suko und hob die Schultern.

»Was willst du noch machen, John?«

»Mir geht die Asche nicht aus dem Sinn«, erklärte ich ihm.

»Willst du etwas mitnehmen?«

»Ja, aber nicht, weil ich den anderen nicht traue, ich rechne eher

damit, dass wir schneller sind.«

»Das ist wahr.«

Ich wollte mich schon bücken, als ich plötzlich etwas spürte. Es geschah an meiner rechten Seite, und zwar dort, wo ich das Kreuz in die Jackentasche gesteckt hatte. Dort erwärmte sich das Innere. Sehr vorsichtig und mit spitzen Fingern zog ich das Kreuz hervor, so dass ich es nur an der Kette hielt, die sich zum Glück nicht erwärmt hatte. Das Kreuz baumelte etwa in Augenhöhe vor mir, so dass ich es mir genau anschauen konnte.

»Was ist denn los?« fragte Suko.

»Es hat sich erwärmt.«

»Und?«

»Warte es ab.«

Mein Freund kam um die Grube herum. Neben mir blieb er stehen, damit auch er auf das Kreuz blicken konnte. Und so schauten wir beide zu, wie sich einiges an meinem Talisman veränderte.

Da war das rote Licht. Es füllte die untere abgerundete Kante des Kreuzes aus und strahlte dort wie ein glutroter Tennisball oder eine kleine Sonne. Gleichzeitig bemerkten wir noch ein Phänomen. Der Buchstabe U erschien wieder.

»John, da!« hauchte Suko, weil er in mein starres Gesicht blickte und von mir keinen Kommentar vernahm.

In der Tat war auch ich geschockt. Das U glühte so stark, dass es die übrige Farbe noch überstrahlte und wir es sehr deutlich erkennen konnten. Es kam also zurück. Ich hielt den Atem an. Obwohl ich eigentlich hätte froh sein müssen, das mir altbekannte Zeichen zu sehen, bekam ich dennoch ein seltsames Gefühl.

Auf einmal gefiel es mir überhaupt nicht mehr, das Kreuz wieder vollständig zu sehen, denn noch nie hatte der Buchstabe in dieser Farbe geleuchtet. Dies ließ darauf schließen, dass sich mein Kreuz trotz allem unter einem anderen, mir sehr fremden Einfluss befand.

Es bildete mit mir zusammen kein Einheit mehr. Ein Fremdkörper...

»Wie heiß wird es?« fragte Suko.

»Ich werde es wohl nicht anfassen können«, gab ich leise zurück und drückte das Kreuz noch ein Stück weiter weg, weil mich bereits der warme Hauch im Gesicht streifte.

Suko stellte noch eine weitere Frage, die ich allerdings nicht beantwortete, da sich meine Gedanken mit ganz anderen Problemen beschäftigten. Ich dachte darüber nach, wieso der geweihte Talisman ausgerechnet jetzt und auf diesem Friedhof reagierte. Gab es einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden des Buchstaben U und dem ungewöhnlichen Brand hier?

Wahrscheinlich musste es so sein. Eine andere Lösung konnte ich mir nicht vorstellen. Und so schaute ich weiter. Bis ich plötzlich Sukos Hand sah, die auf das Kreuz und in die Grube deutete. Das hatte seinen Grund, denn das leuchtend rote Licht auf dem Kreuz war erloschen. In der Grube tat sich ebenfalls etwas, das uns erschreckte. Die Asche wurde wie von nicht sichtbaren Händen bewegt. Sie rollte sich zusammen, ein feiner, glühender Schleier entstand, und wir konnten zuschauen, wie aus der Asche ein Mensch wurde.

Eine Feuerleiche entstand!

Der kleine schwächliche Mann mit den braunen Lockenhaaren trug ein schwarzes Tänzertrikot und stampfte so hart mit dem Fuß auf den Holzboden der Bühne, dass der Schall bis in den letzten Winkel des Zuschauerraums hineingeisterte.

»Nein, Freund, nein!« rief er und schüttelte wild den Kopf. »So geht es nicht, wirklich nicht.« Seine Stimme kickte dabei, denn Aaron Myer sprach immer ein wenig »nasal«. Andere würden vornehm sagen, wieder andere hätten das Wort schwul gebraucht.

In der Tat gehörte Myer zu den Menschen, die Männer den Frauen vorzogen, aber in diesem Fall regte sich der Choreograph

schrecklich über seine Tänzer auf. Es waren sechs männliche ›Ballettratten‹, die sich aus der Tanzstellung heraus entspannten.

Myer atmete ein und aus. Er schüttelte noch immer den Kopf und zog ein zerknirschtes Gesicht. »So könnt ihr es doch nicht machen. Wir haben zimal geprobt, am nächsten Wochenende ist Premiere. Was sollen denn die Leute sagen?« Er warf den Kopf zurück und rautte sich die Haare. Das tat er immer vor einem Wutanfall.

Und der kam. Plötzlich tobte, brüllte und schrie der Mann los. Sein durch vornehme Blässe gezeichnetes Gesicht lief krebsrot an. Er trampelte auf den Bohlen herum wie Rumpelstilzchen in seinen besten Zeiten, regte sich furchtbar auf, und die Tänzer standen so stumm vor ihm wie Figuren.

Nur die beiden Beleuchter auf dem Schnürboden oberhalb der Bühne lachten. Sie wussten schon Bescheid, schalteten die Lampen aus, so dass nur mehr die Bühnenbeleuchtung brannte, und verließen die Plattform. Nach einem Anfall war Aaron Myer meist nicht mehr in der Lage, die Probe fortzusetzen. Er brauchte dann mindestens eine Pause von einer Stunde, wenn nicht noch länger. Es war auch schon vorgekommen, dass er die Probe ganz abgebrochen hatte. Heute war wieder so ein Tag.

»Ihr nervt mich, ihr Schwuchteln!« schrie er. Schwuchtel war sein schlimmstes Schimpfwort. »Ihr nervt mich wirklich. Kann man denn nicht mit euch arbeiten?«

»Waren wir so schlecht, Ari?« fragte jemand.

»Uaachh...« Myer winkte affektiert ab. »Schlecht ist gar kein Ausdruck. Ihr seid wie Schwuchteln gewesen.« Er wedelte mit der Hand. »Wie, wie, wie... ach, geht mir doch aus dem Blick! Ich kann eure Körper heute nicht mehr sehen.« Die Tänzer hüpfen davon.

Aaron Myer aber ließ sich auf seinen Regiestuhl fallen, schlug ein Bein über das andere und stützte sein spitzes Kinn auf den Handballen. Er schmollte.

Und so fanden ihn auch die beiden Beleuchter, die sicherheitshalber zurückgekehrt waren und sich erkundigen wollten. »Können wir jetzt auch Pause machen, Mr. Myer?«

Aaron schreckte hoch. »Hach, was wollt ihr denn?«

»Wir hatten Sie gefragt. Wir wollten Pause...«

»Geht doch meinetwegen nach Hause. Kommt morgen wieder.«

»Klar, Myerchen«, sagte der Sprecher der beiden. »Können Sie uns auch eine Zeit sagen?«

»Nein, nicht genau. Ich muss mich erst erholen. Ich bin ja nervlich am Ende.« Er sprach wie ein trotziges Kind, und die beiden Beleuchter fingen an zu grinsen.

»Im Laufe des Vormittags, nicht?«

»Ja, aber nicht vor zehn.«

»Geht in Ordnung, Myerchen.«

Aaron zuckte zusammen. »Ihr sollt mich doch nicht immer Myerchen nennen. Wir haben schließlich nicht zusammen Murmeln gespielt.«

»Das können wir ja noch nachholen, Myerch... ich meine Mr. Myer.«

»Nein, mit euch spiele ich nicht. Außerdem was soll das?« Myer sprang auf. »Ihr seid wohl verrückt, wie?«

»Bis morgen dann.«

»Ja geht nur.« Völlig entnervt ließ sich Myer wieder auf seinen Stuhl sinken. Er legte den Kopf so weit zurück, dass der über die Lehne hing. Der größte Teil der Bühne lag im Dunkeln, bis auf den Platz des Regisseurs. Auch im Zuschauerraum brannte kein Licht. Es roch nach Staub, alten Kulissen und Bohnerwachs. Dieses Theater in dem Myer seine Ballettaufführung probte, lag in Soho, und der Bau hatte schon seine 30 Jahre auf dem Buckel. Für eine Renovierung fehlte das Geld, so gammelten die Räume allmählich vor sich hin.

Die Tänzer waren froh, dass auch sie verschwinden konnten. Da sie

die Tür zu der Sammelgarderobe nicht verschlossen hatten, schallte ihr Lachen bis auf die Bühne. Das ärgerte Aaron Myer.

Er sprang auf und schrie: »Zur Hölle mit euch! Ich hasse diese Störungen.« Er wurde ruhig, weil jemand die Tür zugeschlagen hatte. Aaron Myer sprach zu sich selbst. »Nur auf mich kann ich mich verlassen. Bei allen anderen falle ich rein. Was habe ich nicht alles für die Truppe getan? Aber wie dankt man es mir? Mit schlechten Leistungen. Ja, mit wirklich miesen Leistungen.«

Er nickte sich selbst zu, weil sonst niemand da war, der ihm etwas bestätigt hätte. Allmählich beruhigte er sich wieder. Er transpierte auch nicht mehr so schlimm und spürte, dass es kalt wurde. Automatisch dachte er an die Premiere und ärgerte sich jetzt, dass er seine Tänzer hatte gehen lassen. Wenn es am Wochenende nicht klappte, würde er alles hinschmeißen und wieder zurück in die Staaten gehen.

»Ja«, sagte er und nickte. »Ich mache es wahr. Ich gehe zurück nach Frisco. Das habe ich nicht nötig.«

Nickend und vor sich hinmurmeln trippelte er über die Bühne, bis in die Nähe der Garderoben. Er besaß seine eigene, öffnete die Tür und sah sofort den Nagellack auf dem Spiegel. Jemand hatte einen obszönen Spruch geschrieben. Dabei die Handschrift so verstellt, dass Myer nicht wusste, wer der Schreiber war. Ihm fehlten die Worte. Wie erschlagen ließ er sich auf einen Stuhl fallen und schlug die Hände vor sein Gesicht.

»Womit habe ich das verdient?« murmelte er. »Womit denn nur...?«

Da er sich selbst keine Antwort geben konnte, beschloss er, das Theater zu verlassen und irgendwo einen kühlen Drink zu nehmen. Der würde ihm gut tun. Von seiner Garderobe aus führte eine Tür zu der Dreierdusche. Als Myer über die Schwelle trat, war die Dusche leer. Nur mehr leichte Dunstschleier hingen noch im Raum.

Aaron schlüpfte aus dem Trikot, ging noch einmal zurück, um im Spiegel seine Figur zu begutachten. Ja, er hatte nicht zugenommen. Ein zufriedenes Nicken deutete an, dass er sich darüber freute. Er wollte sich schon abwenden, als es geschah.

Plötzlich flog ihm die normale Garderobentür entgegen. Irgendeine unheimliche, für Aaron Myer nicht erklärbare Kraft musste sie aus dem Mauerrechteck geschleudert haben. Der Tänzer und Choreograph stand da, begann zu schreien und streckte die Arme aus. Fast hätte ihn die fallende Tür erwischt. Nur eine Handbreit vor seinen Zehenspitzen knallte sie zu Boden. Und dann kam das Feuer.

Fauchend und hell lodernd schoss es in die Garderobe hinein. Eine gewaltige Flammenwand, die alles, was sich ihr in den Weg stellte, vernichtete. Der Spiegel schmolz dahin. Stühle, der kleine Tisch, die Tapetenfetzen an den Wänden, all das glühte, und selbst das Glas der kleinen Schminkflaschen konnte dem Feuer nicht widerstehen. Aaron Myer natürlich auch nicht. Er sah die mörderische Wand, spürte die Hitze, die wie eine gewaltige Glocke auf ihn eindrang, und er sah inmitten des Feuers auch die Gestalt des Engels. Riesig kam sie ihm vor. Eine Gestalt mit einem Flammenschwert, das den Weg in den Tod bahnen sollte. Myer begann zu schreien...

Er hatte den Mund weit aufgerissen, und er schrie auch noch, als die Flammenlohe über ihm zusammenbrach und ihn zu fettiger Asche verbrannte. Dass der Engel über ihn hinwegschritt, als hätte es ihn nie gegeben, sah er nicht mehr...

Suko hatte mich von der kleinen Grube weggestoßen, denn was sich in deren Innern abspielte, konnte man mit dem Wort unglaublich bezeichnen. Die Kräfte Schwarzer Magie bewiesen uns in den folgenden Augenblicken, wozu sie fähig waren.

Aus der Asche entstand eine Gestalt. Die Feuerleiche kam! Mumienhaft stieg sie aus der Grube. Sie besaß kein Gesicht, keine

Geschlechtsmerkmale, nur die Umrisse eines menschlichen Körpers waren zu erkennen. Kopf, Schultern, Hüfte, Arme und Beine. Das war alles.

Die Gestalt überwand mit einem letzten Schritt den Rand der Grube und ging auf uns zu. Wir waren bis auf eine gewisse Distanz zurückgewichen, da wir nicht wussten, wie sie reagieren würde. In meinem Magen spürte ich das berühmte Klumpengefühl, während ich noch mit einem Auge auf mein Kreuz schielte, wo der Buchstabe U in Flammen stand.

Und wir sahen noch etwas. Auf der Vorderseite des Körpers entstand plötzlich ein Flammenbogen, der zitterte, sich heftig bewegte und sich so formte dass er ein U bildete. Das U für Uriel!

Ich stand da wie angewachsen. Der unheimlichen Gestalt starrte ich entgegen, ließ mich von dem großen U auf der Brust blenden und spürte, dass so etwas wie Beklemmung in mir hoch kroch. Ich konnte mich einfach nicht von der Tatsache lösen, dass mein Kreuz und dieses Asche-Monstrum in einem ursächlichen Zusammenhang standen. Das war unbegreiflich.

Es kam näher...

Einen Schritt setzte es, dann den zweiten, und mit jeder Verkürzung der Distanz spürte ich, wie auch mein Kreuz reagierte. Es wurde wesentlich heißer. Die Silberkette leitete die Hitze, so dass ich mir fast die Finger verbrannte.

Ich verzog das Gesicht, und Suko ahnte, was bei mir vorging. »Schmeiß das verdammte Kreuz weg!« schrie er. Sollte ich das wirklich tun? Als ich noch überlegte, griff Suko ein. Er riss es mir aus der Hand und schleuderte es fort. Einen glühenden Bogen beschrieb das Kreuz, bevor es zwischen den Ascheresten landete und liegen blieb. Ich erwachte in diesem Augenblick wie aus einem tranceähnlichen Zustand und konnte mich wieder auf das dämonische Wesen vor mir konzentrieren. Das tat auch Suko. Nur anders als ich.

Er hatte seine Beretta gezogen und zielte auf die näherkommende Feuerleiche. Ich war einfach nicht in der Lage zu schießen. Zu sehr wurde ich abgelenkt, da ich weiterhin über mein Kreuz nachdachte, das so schlimm manipuliert worden war.

Und Suko schoss. Der dünne, peitschende Berettaknall erreichte meine Ohren, und ich sah, wie das geweihte Silbergeschoss in die schwarze Gestalt vor uns in Brusthöhe einschlug. Es war ein wahrer Hammerschlag, der die Gestalt getroffen hatte, ein regelrechtes Loch riss, aus dem im gleichen Moment ein langer Flammenarm direkt auf uns zufauchte.

Er hätte Suko erwischt, wenn dieser sich nicht mit einem gewaltigen Sprung in Sicherheit gebracht hätte. So huschte er vorbei, und ich, der nicht weit entfernt stand, spürte ebenfalls die Hitze des Feuers. Es wurde verdammt gefährlich, denn das Monstrum war nicht zu stoppen. Als brennendes Wesen ging es weiter. Aus dem Loch im Körper loderte die lange Flammenbahn, so dass es uns nicht gelang, bis in die Nähe zu kommen.

»John, schlag einen Bogen!« hörte ich meinen Freund schreien. Da befand ich mich bereits auf dem Weg und umging das Flammenmonstrum. Ich wollte an mein Kreuz. Von der rückwärtigen Seite lief ich darauf zu, schaute hin und sah, dass es wieder normal geworden war.

Ich nahm das Kreuz an mich und behielt es in der Hand. Suko stand nicht weit entfernt. Er hatte die Dämonenpeitsche gezogen und die drei magischen Riemen ausgefahren.

»Was willst du machen?« rief er.

»Ich aktiviere das Kreuz!«

Dagegen hatte mein Freund, der die Feuerleiche nicht aus den Augen ließ, nichts. Obwohl aus dem Körper der tanzende Flammenstrahl geschossen war, verbrannte das Wesen nicht. Ich wollte näher heran. Innerlich zitterte ich.

Hoffentlich war das Kreuz nicht auch von den anderen Kräften so manipuliert worden, dass es beim Aufsagen der Formel versagte. Ich drückte mir selbst die Daumen, bevor ich die Worte laut und deutlich aussprach.

»Terra pestum teneto - Salus hic maneto!« Das war die Formel, und der Erfolg stellte sich postwendend ein...

Die Flammen waren noch nicht aus dem Dach geschlagen, als die ersten Feuerwehrwagen anrückten. Jedes Theater besitzt gewisse Sicherheitsanlagen, und diese Anlage hatte reagiert. Der automatische Alarm war bei der nächstliegenden Feuerwache ausgelöst worden, die zum Glück nur einige Blocks weiter lag.

Vor dem Bau hatten sich Schaulustige versammelt, die nicht ahnten, in welch einer Gefahr sie schwebten. Jeden Augenblick konnten die Flammen aus den Fenstern schlagen oder das Dach zur Explosion bringen.

Und das geschah. In unzähligen Stücken flog das Dach davon. Da wirbelten die Schindeln und Pfannen in den düsteren Dezemberhimmel, als wollten sie sich hinter den Wolken verstecken. Begleitet wurden sie von einer gewaltigen Feuersbrunst. Eine Lohe, breit und groß wie fast das gesamte Theaterdach, eingerahmt von dicken, trägen Rauchwolken und mit einer Kraft ausgestattet, die auch Mauern zerreißen konnte. Noch bevor die Feuerwehrleute versuchten, das Haus zu löschen, krachte es zusammen. Die Mauern konnten dem Druck und der Hitze nicht mehr standhalten.

Plötzlich wurde die gesamte Vorderfront weggefeigt. Steine als glühende Geschosse rasten quer über die Straße und verletzten einige Zuschauer. Die Männer der Feuerwehr nahmen hinter ihren Fahrzeugen Deckung, die ebenfalls nicht verschont blieben. Hart dröhnten die glühenden Steine gegen die Karosserie und kamen den Leuten vor wie gefährliche Meteore.

Die Brandschützer hatten schon viel erlebt. Eine solche Flammenhölle noch nicht, denn das Feuer blieb nicht auf das Theater beschränkt, es breitete sich wie eine lodernde Sturmflut aus und erfasste als nächstes einen an der linken Seite stehenden Lagerschuppen.

»Großalarm!« Der Einsatzleiter brüllte gegen das Fauchen der Flammen an, bevor er in den ersten Wagen kroch und zum Telefon griff. Er bekam die Verbindung, während die ersten schwarzen Rauchschwaden auch seinen Wagen einhüllten.

Die Männer erlebten eine wahre Hölle! Und sie wurden noch erstaunter, als sie plötzlich über den Flammen eine gewaltige Gestalt schweben sahen.

Es war ein Engel mit feurigem Schwert!

Was noch nie passiert war, geschah in den nächsten Augenblicken. Mir gelang es nicht mehr, das Kreuz festzuhalten. Eine ungeheuer starke Kraft sorgte dafür, dass es mir aus der Hand gerissen wurde und raketenartig durch die Luft schoss.

Für einen Moment sah es so aus, als wollte es mit all seiner Wucht der Feuerleiche den Kopf abschlagen, doch kurz bevor es die Gestalt erreichte, stieg es in die Höhe und wischte in den grauen Himmel. Ich starrte ihm nach. Meine Augen hatten einen ungläubigen Ausdruck angenommen. Dann schaute ich auf meine Hände und stellte fest, dass ich keinem Irrtum erlegen war. Man hatte mir das Kreuz genommen. Ich verfolgte den Weg meines geweihten silbernen Talismans mit den Blicken, versuchte herauszufinden, wo es vielleicht landen konnte und sah ihn hoch über den Trümmern der Leichenhalle.

Dort blieb es. Mit dem bloßen Auge wäre es normalerweise nicht zu erkennen gewesen, wenn es nicht so feuerrot an seinem unteren Ende geleuchtet hätte. Dieser Farbton war für mich ein Sichtweiser.

»John, die Leiche!« Suko machte mich wieder auf unseren Feind aufmerksam, der sich jetzt mir zuwandte. Wahrscheinlich war das ›Wesen‹ sauer auf mich, weil ich es mit dem Kreuz attackieren wollte. Ich ließ es kommen und rührte mich nicht vom Fleck. Mit der Beretta zu schießen, hatte keinen Sinn, mein Kreuz war verschwunden, und den Bumerang trug ich nicht bei mir. Die einzige Hoffnung war Sukos Dämonenpeitsche.

Mein Partner schlich sich im Rücken der Feuerleiche an. Vorsichtig und dennoch mit großen Schritten stieg er über die Trümmer hinweg und versuchte auch, so gut wie kein Geräusch zu machen, das den anderen aufmerksam werden ließ.

Ich ging langsam zurück. Schon einmal hatte ich gesehen, dass dieses Wesen in seinem Innern lodernde Feuer kontrollieren konnte, und wenn die Flamme plötzlich vorschoss, wusste ich nicht, ob ich rechtzeitig wegkam.

In der Nähe standen die Grabsteine. Sie waren von unterschiedlicher Größe, und ich hatte vor, hinter einem von ihnen eine Deckung zu finden. Es war zu riskant, meinem Gegner den Rücken zuzuwenden, deshalb lief ich schräg auf mein Ziel zu.

Die Feuerleiche ging jetzt. Wahrscheinlich ahnte sie, was ich vorhatte. Ich beeilte mich noch mehr, und innerhalb von Sekunden verdichtete sich plötzlich die Gefahr.

Dann geschah es. Aus dem Körper löste sich ein fauchender, heranwirbelnder Feuerstrahl, der direkt auf mich zuzuckte. Er wurde fast kometenschnell, und ich schaffte es nur mit einem gewaltigen Sprung, den nächstliegenden Grabstein zu erreichen und über ihn hinwegzuhechten, so dass ich an der Vorderseite des Grabs auf der weichen Erde landete.

Kaum hatte ich Bodenkontakt und dabei eine breite Schale umgestoßen, als ich das zischende Geräusch vernahm, das so ähnlich klang wie ein Schweißbrenner. Die Nackenhärchen stellten sich bei

mir aufrecht, denn ich wusste, was auf mich zukam.

Höllenfeuer macht vor nichts halt, das war mir bekannt. Ich dachte an den geschmolzenen Marmor der Leichenhalle und erlebte im nächsten Augenblick das gleiche Phänomen bei meiner provisorischen Grabstein-Deckung. Das Feuer brannte den Stein durch. Er war ein sechseckiges Gebilde mit abgerundeten Kanten. In der Mitte zeigte er eine stilisierte Szene, wie Moses das Volk Israel durch das Rote Meer führt. Das alles schmolz zusammen und bildete einen Klumpen, als es durch das Höllenfeuer in eine mörderische Hitze geriet.

Ich drückte meinen Körper zurück, schaute nach vorn und bekam mit, wie das Gestein flüssig wurde. Dabei gab es Dampf Wolken ab, die von einem Zischen begleitet wurden. Wie flüssiges Eisen tropfte das Gestein auf die feuchte Erde. Aber aus welchem Grunde kam das Monstrum nicht selbst und hielt sich nach wie vor hinter dem Stein verborgen? Es kam. Ich sah es, wie es hinter der Deckung in die Höhe schoss und über den schmelzenden Stein hinwegragte. Eine schiefe Gestalt, eine schreckliche Figur, die von Suko malträtirt worden war, denn gleichzeitig vernahm ich das Klatschen der Peitschenriemen, als sie auf den dämonischen Körper hämmerten.

Ich ging wankend zurück und breitete die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten. Auf dem schmalen Weg blieb ich stehen und schaute der endgültigen Vernichtung des Monstrums zu. Noch einmal hatte es seinen Körper in die Höhe gedrückt. Dabei bewegte es auch seine schwarz verbrannten Arme. Beidseitig kippten sie nach vorn. Es sah so aus, als wollte das Monstrum den immer kleiner werdenden Grabstein umschlingen wie einen letzten Rettungsanker. Dies war nicht mehr möglich. Der Stein wurde kleiner und das Monster ebenfalls. Mit der schmelzenden Masse sackte es zusammen. Die magische Kraft der Dämonenpeitsche hatte es zerrissen. An zahlreichen Stellen loderten kleine Flammen. Nicht

größer als Finger. Sie tanzten und bewegten sich über die Masse, die sich allmählich vor meinen Füßen auf dem Grab verteilte und dort wie ein kleiner See liegen blieb.

Das also war es gewesen! Ich atmete auf und sah Suko winken. Er hatte die linke Hand erhoben, in der rechten hielt er die Peitsche. Dann setzte er sich in Bewegung und kam um das Grab heran. Nickend blieb der Freund neben mir stehen. »Das war es dann wohl gewesen«, erklärte er.

»Ja, ich danke dir.«

Suko winkte unwillig ab. »Unsinn, John, wir haben jedenfalls bewiesen, dass diese Feuerleichen nicht unbesiegbar sind. Und das ist immerhin etwas.«

»Ja, und mein Kreuz ist verschwunden.« Nach diesen Worten schauten wir beide unwillkürlich zu den grauen Wolken hoch, in die das Kreuz eingetaucht war. Von allein war das sicherlich nicht geschehen. Irgendeine uns noch unbekannte Kraft musste für dieses Phänomen gesorgt haben. Aber welche?

Ich schritt um das Grab herum. Der Stein und die geschmolzene Feuerleiche waren ineinander verlaufen. Sie bildeten eine Masse, so dass ein Gegenstand vom anderen nicht mehr unterschieden werden konnte. Auch die Flammen tanzten nicht mehr. Sie waren verloschen, als hätte jemand Wasser über sie gekippt. Nicht einmal dünne Rauchschwaden breiteten sich über dem Grab aus.

Suko sprach mich an. »Wie es ausgegangen ist, wissen wir, aber wie geht es weiter?«

Eine verdammt gute Frage, denn die Antwort fiel mir sehr schwer.

»Jedenfalls wissen wir jetzt, dass dieses Feuer keine normale Ursache hat. Das ist immerhin etwas.«

»Richtig, und wer steckt dahinter?«

Wir unterhielten uns quer über das Grab hinweg. Noch immer lag der Brandgeruch in der Luft.

»Die Zeugen haben von einem Engel gesprochen«, sagte ich.

»Der einen Namen haben müsste.«

»Der Eiserne ist es nicht.«

»Nein, da gebe ich dir recht. Es könnte ein anderer sein, John, das weißt du genau. Muss ich den Namen aussprechen, oder willst du es tun?«

Ich nickte. »Lass es, Suko, ich weiß, wen du meinst. Und ich sage den Namen. Es ist Uriel!«

Suko schwieg nach dieser Antwort. Er ahnte sicherlich, wie es in meinem Innern aussah. Ich hatte auf die Erzengel all mein Vertrauen gesetzt. Es war verdammt nicht leicht für mich zu wissen, dass einer der Engel die Seite gewechselt hatte, denn eine andere Definition fiel mir für diese schrecklichen Taten nicht ein.

»Was kann den Engel dazu veranlasst haben, so zu reagieren?« wollte Suko wissen.

»Frag mich nicht.«

»Aber du kennst dich aus.« Er kam langsam auf mich zu. »Wir müssen ihn als einen Flammenengel sehen.«

»Der jetzt mein Kreuz besitzt.«

»Auch dafür gibt es bestimmt eine Erklärung.«

Mein Freund hatte recht. Es gab für alles eine Erklärung, nur wie sollten wir sie finden? In meine Gedanken hinein vernahm ich das plötzliche Fauchen des Feuers. Ich musste mich umdrehen, um es sehen zu können, schaute auf die zerstörte Leichenhalle und sah, dass dort die Flammen in die Höhe loderten. Aus dem Nichts waren sie entstanden. Sie bildeten eine breite Wand aus menschenhohen Feuerzungen, deren Spitzen tanzten und zuckten, sich bewegten und ein rotgelbes Muster bildeten.

Das alles war zwar nicht normal, es riss uns auch nicht von den Beinen, denn magisches Feuer hatten wir schon öfter erlebt. Uns interessierte vielmehr die Gestalt, die sich plötzlich innerhalb der

Flammen abzeichnete. Sie war größer als wir, überragte auch das Feuer, und ich sah sie praktisch zum erstenmal so deutlich.

Ohne es zu wollen, war ich einen Schritt zurückgewichen. Auf meinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut ausgebreitet. Gefühle wie Angst und Ehrfurcht überkamen mich, da ich darüber nachdachte, dass ich es hier tatsächlich mit einem flammenden Engel zu tun hatte. In meinem Hals verspürte ich gleichzeitig das trockene Gefühl. Ich räusperte mich, um die Kehle freizuhaben, weil ich etwas sagen wollte. Da flüsterte Suko: »Das muss er sein...«

Ja, das war er auch. Und ich sah das flammende Schwert, das er in der rechten Hand hielt. Die Spitze wies schräg zu Boden. Bis zum Griff hinauf tanzten die dunkelroten Flammen. Als Ausläufer huschten sie auch noch über den nackten Arm bis hoch zum Ellbogen. Die Gestalt hob sich insofern deutlich aus dem Feuer ab, weil sie wesentlich dunkler war als die Flammen. Zudem besaß sie mächtige Flügel, die sie zwar nicht ausgebreitet hatte, dafür schauten die Enden der Schwingen über beide Schultern hinweg, so dass wir etwas von der Größe ahnen konnten.

Trotz der tanzenden Flammen gelang es mir, mich auf das Gesicht des Engels zu konzentrieren. Es sah nicht einmal böse aus, wie ich es eigentlich hätte erwarten können, da diese Person ja auf der anderen Seite stand. Selbst das wechselhafte Spiel aus Licht und Schatten schaffte es nicht, das Gesicht so böse erscheinen zu lassen, wie es hätte eigentlich den Tatsachen entsprechen müssen. Es zeigte edle Züge, und die lockigen Haare lagen wie angemalt auf dem Kopf. Eine imposante Erscheinung war der Flammenengel. Ich wollte mir einfach nicht vorstellen, dass er auf der falschen Seite stand und mein Kreuz an sich genommen hatte. Wenn ich bisher mit dem Bösen konfrontiert worden war, hatte man es meinen Gegnern und Feinden irgendwie immer angesehen, auf welcher Seite sie standen. Bei dieser Person nicht. Sie war eben ein Engel... Mein

Kreuz entdeckte ich nicht an der Gestalt. Der Engel musste es versteckt haben, falls er es überhaupt besaß. Wenig später belehrte er uns eines Besseren. Da hob er den freien Arm und winkelte ihn so an, dass wir auch seine Faust erkennen konnten. Sie stand praktisch über den Flammen, wurde von den Spitzen umschmeichelt, aber das Feuer tat ihr nichts.

Dafür öffnete der Engel die Hand.

Im gleichen Augenblick fuhr aus dem Handteller ein gewaltiger breiter Blitzstrahl hervor, tanzte über die Gestalt des Engels, hüllte sie ein und ließ sie aussehen wie eine überirdische Erscheinung, die im Glanz und in der Herrlichkeit des Himmels erstrahlte.

Es war das letzte Bild, das wir von Uriel mitbekamen, denn vor unseren Augen löste er sich auf, während gleichzeitig die Flammen zusammenfielen und ebenfalls verschwanden. Wir standen da, rieben uns die schmerzenden Augen und schüttelten die Köpfe. Was da geschehen war, begriff keiner von uns.

Ich sprach genau das aus, was Suko wohl dachte. »Allmählich komme ich mir vor wie ein Statist zwischen den Kräften des Himmels und der Hölle. Ich weiß wirklich nicht, woran ich bin.«

»Das kannst du wohl sagen«, erwiderte Suko.

Ziemlich ratlos ließ ich Suko stehen, schritt an dem Grab vorbei und erreichte die Trümmer der Leichenhalle. Ich baute mich dort auf, wo ich den Engel gesehen hatte. Vielleicht hatte er noch etwas zurückgelassen, möglicherweise konnte ich diese Atmosphäre spüren oder fühlen, denn ich war ja durch das Kreuz praktisch mit ihm verbunden gewesen. Der Ort blieb leer. Kein Erbe hatte der Engel hinterlassen. Nur der Geruch des kalten Rauchs stieg in meine Nase.

»Spürst du etwas?« rief Suko zu mir herüber.

»Nein, überhaupt nichts.«

»Dann lass uns gehen.«

Es war ein guter Vorschlag, denn was sollten wir noch hier?

Trotzdem wollte ich nicht so recht. Mir ging das Auftauchen des Engels einfach nicht aus dem Sinn.

Er hatte sich uns gezeigt, er hatte sogar in hellen, zuckenden Flammen gestanden, war von einer majestätischen Größe gewesen, hatte auch mein Kreuz an sich genommen und ebenfalls dafür gesorgt, dass diese eigentlich nicht brennbare Leichenhalle niedergeflammt wurde, und trotz allem hatte ich mich vor dieser Gestalt nicht gefürchtet. Das war schon unnatürlich, und ich dachte über den Grund nach, der hinter dem Phänomen stecken konnte.

Höllenfeuer! Ja, die Flammen waren nicht natürlich gewesen. Irgend etwas musste dahinter stecken, wobei ich mich fragte, wieso ein Wesen, vor dem ich keine Angst zeigte, mit dem Höllenfeuer spielte? Der Engel, falls es sich bei der Gestalt wirklich um Uriel handelte, stand auf der anderen Seite. Er gehörte nicht zu den Wesen, die vernichteten. Im Gegenteil, sie bauten auf, sie halfen mit, das Böse zu vernichten und zu zerstören. Weshalb tat er dann so etwas?

Darüber kam ich nicht hinweg, konnte nur mit den Schultern zucken und die Antwort raten.

Der Himmel hatte sich wieder bezogen, so dass die Wolken ein großes graues Dach bildeten. Als ich die ersten Regentropfen auf der Haut spürte, stand auch Suko neben mir. Ernst und fragend schaute er mich an. »Nun?« fragte er. »Bist du zu einer Entscheidung gekommen?«

»Nein und ja.«

»Und welche ist das?«

Ich berichtete dem Freund von meinen Vermutungen, und Suko war es, der nickte. »Da kannst du unter Umständen recht, haben, John«, gab er zu. »Ich sehe ebenfalls nicht ein, aus welchem Grunde ein Erzengel, dazu gehört Uriel ja, die Welt der Menschen vernichten sollte.«

»Es ist ein Spiel«, murmelte ich.

»Wie?«

»Ja, ein Spiel, das wir nicht durchschauen. Noch nicht. Wahrscheinlich geht es gar nicht um uns.«

»Sondern?«

»Um eine Schlacht zwischen Gut und Böse und um mein Kreuz, das sie eventuell entscheiden kann.«

Suko zweifelte. »Meinst du wirklich?«

»Ja, das meine ich. Ich komme immer wieder darauf zurück. Zu Beginn der Zeiten hat der große Kampf zwischen den beiden verfeindeten Parteien stattgefunden. Es gab Legionen von Engeln. Sie dienten Gott, dem Herrscher über Himmel und Erde. Aber zahlreiche Engel wurden übermütig, wollten so sein wie er, und es kam zur Eskalation. Der Erzengel Michael stellte sich an die Spitze der guten Engel, Luzifer stand auf der anderen Seite und führte die Aufrührer an. Alles weitere ist bekannt. Michael gewann den Kampf und stieß Luzifer in die Hölle oder in die ewige Verdammnis. Aber das Böse gibt nicht auf. Es versucht immer wieder, verlorenes Terrain wettzumachen. Auch hier, wie ich annehme. Im Laufe der langen Zeit hat es die Hölle tatsächlich geschafft, wieder an Boden zu gewinnen, und ich glaube fest daran, dass wir hier und jetzt in eine Auseinandersetzung hineingeraten, wie sie sich damals schon abgespielt hat. Das ist meine Meinung, Suko.«

»Die ich akzeptiere.«

»Mehr aber nicht.«

Mein Freund lächelte. »Nein, John, das ist mir alles zu vage. Gehen wir von den Tatsachen aus. Da wird etwas niedergebrannt, da sterben Menschen, die später, aus der öligen Asche zu Monstren werden, zu Feuerleichen, wie wir sie genannt haben. Stimmt's?«

»Ja.«

»Und was hat das mit Uriel zu tun, der schließlich auf der Seite des Erzengels Michael stand?«

»Da bin ich überfragt«, gab ich zu. »Noch.«

»Ich würde raten, dass wir uns an die Tatsachen halten«, erklärte mein Freund.

»Welche meinst du?«

»Die Feuerleichen, Alter.« Suko wischte einige Regentropfen aus seinem Gesicht. »Es hat ja nicht nur einen Brand gegeben, sondern zwei. Wenn hier eine Feuerleiche aus der Asche entstanden ist, was spricht dagegen, dass nicht auch noch Feuerleichen aus der anderen Brandstelle klettern? John, wir müssen uns auf einiges gefasst machen.«

Und ich musste Suko recht geben. Ich hatte einen Fehler gemacht und mich zu sehr auf den Engel konzentriert und dessen Background. Dabei waren mir zwangsläufig die Realitäten aus dem Sinn gekommen. Gut, dass Suko mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt hatte.

»Gehen wir«, schlug ich vor.

»Und wohin?«

»Zum Wagen.«

»Das ist mir klar. Willst du zur zweiten Brandstelle fahren, wo dieser... wie hieß er noch?«

»Coleman, glaube ich. Lewis Coleman. Sein Haus ist von dem Feuersturm überrascht worden.«

»Okay, dann fahren wir zu ihm.«

Ich fühlte mich wieder besser und setzte mich hinter das Lenkrad. Bevor wir starteten, rief ich noch im Büro an, da ich Sir James von den neuen Vorkommnissen berichten wollte. Es meldete sich Glenda Perkins mit einer Stimme, in der eine gewisse Aufgeregtheit mitschwang. »Ich verbinde dich sofort weiter, John. Sir James will mit euch reden.«

Glenda hatte so laut gesprochen, dass es Suko gelungen war, mitzuhören. Fragend und gleichzeitig beunruhigend schaute er mich

an.

»Ich weiß nichts«, erklärte ich ihm.

Als die Verbindung stand, wurden wir schlauer, denn da meldete sich Sir James Powell. »Verdammt, ich suche Sie schon die ganze Zeit. Weshalb haben Sie nichts von sich hören lassen?«

»Wir waren im Einsatz!«

»Haben Sie wenigstens etwas erreicht?«

»Kaum.«

Ich hörte meinen Chef schnauben. »Berichten Sie trotzdem, John. Und zwar schnell.«

Das tat ich auch. Um irgendwelche Folgerungen aus den Ereignissen zu ziehen, dazu blieb nicht die Zeit, denn Sir James begann nun mit seinem Bericht. Der schlug mir schwer auf den Magen, denn er erzählte von einem dritten Brand.

»In einem Theater in Soho. Es ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die Feuerwehreute sind fast verzweifelt, weil sie die Flammen kaum unter Kontrolle bekamen.«

»Haben sie es trotzdem löschen können?«

»Sie nicht. Es verschwand von selbst. Aber Sie wissen jetzt, wohin Sie zu fahren haben.«

»Ja, das ist mir klar.«

»Ich erwarte dann später eine Erklärung.«

»Ein dritter Brand!« flüsterte ich, als ich den Zündschlüssel drehte.

»Verdammt, Suko, wenn das so weitergeht, steht hinterher noch ganz London in Flammen.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand, John.«

Ich lachte bitter und startete. »Nein, Suko, nicht den Teufel. In diesem Fall ist es der Engel...«

Soho schien abgesperrt zu sein. Wir kamen so gut wie nicht durch. Selbst die beiden berühmten Straßen wie die Bond und die Regent's Street waren zur Hälfte zu. Und wir sahen die dunkle Rauchwolke.

Wie ein gefährliches Omen lag sie in der Luft und schwebte über dem Stadtteil Londons, wo das Vergnügen zu Hause ist.

An der ersten Sperre hielten wir an. Nach Vorzeigen unserer Ausweise konnten wir passieren. Nur über Gehsteige kamen wir weiter, bis wir schließlich das Zentrum erreichten, wo es nicht mehr weiter ging, weil zahlreiche Polizeiwagen die Straße blockierten. Ich fand noch eine Lücke, fuhr den Bentley hinein und stieg aus.

Als Suko die Tür zuknallte, kam ein Uniformierter auf uns zu. Sein Gesicht war rußgeschwärzt. Er trank einen Schluck heißen Tee und blickte uns fragend an. Ich zeigte wieder den Ausweis und erkundigte mich nach dem genauen Brandort.

»Da wollen Sie hin?«

»Ja.«

Der Mann ließ den Becher sinken. »Würde ich Ihnen nicht raten. Der Brand kann immer wieder aufflackern.«

»Trotzdem.«

»Okay, gehen Sie, aber auf eigene Gefahr.« Er erklärte uns den genauen Weg.

Die Strecke bis zur Brandstelle glich einem Hindernisrennen, Regen rann als Sprüh aus den Wolken und nässte unsere Gesichter. Die in der Nähe des unmittelbaren Brandorts lebenden Menschen waren evakuiert worden.

Ein buntes Volk hielt sich auf der Straße auf. Wir sahen meist Leute aus dem Vergnügungsgeschäft. Selbst die Bordsteinschwalben froren sich hier einen ab, schluckten mit ihren Zuhältern um die Wette und schimpften ansonsten auf alles.

Einige Bewohner hatten ihre wichtigste Habe mitgenommen. Da hockten Leute auf Kisten und Truhen, in denen sie all das Zeug verstaut hatten. Die unmittelbare Umgebung war durch Männer des Katastrophenschutzes abgeriegelt worden. Aber nicht nur die Uniformierten entdeckten wir, auch einen alten Bekannten. Rock

Dennison. Er gab seine Anweisungen und schrie sie den Leuten zu. Als ich ihm auf die Schulter tippte, fuhr er hastig herum, wollte eine Schimpfkanonade loslassen.

»Langsam, Meister.«

»Ach verdammt, Sinclair. Sie haben mir noch zu meinem Glück gefehlt. Schauen Sie sich mal um, das ist die dritte Brandstelle, und sie ist verflucht groß.« Er sagte es vorwurfsvoll.

Im Prinzip hatte er recht. Das Feuer hatte tatsächlich getobt und gewütet wie ein hungriges Raubtier. Das Theater war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Noch immer hüllte es eine graue Rauchwolke ein, die uns die Sicht erschwerte. Trotzdem konnten wir erkennen, dass auch das Nebengebäude gelitten hatte. Fast bis auf die Grundmauern war es ebenfalls vernichtet worden. Dahinter sah ich, wenn die Rauchdecke mal durch einen Windstoß aufgerissen wurde, ebenfalls geschwärzte Fassaden.

»Ja, da hat es noch einige Gebäude erwischt«, erklärte uns Rock Dennison.

»Sind sie vollständig verbrannt?«

»Eines so gut wie. Wir müssen den Rest abreißen.«

»Hat es Tote gegeben?« fragte ich.

»Wie durch ein Wunder nicht.« Er deutete in die Wolke hinein.

»Aber das dritte Haus dort war ein besserer Puff. So ein Kontakt-Café.« Er begann zu lachen. »Da sind die Leute vielleicht gerannt, als die Flammen plötzlich hochfauchten. Einer hatte sogar vergessen, seine Hose anzuziehen. Ist auch egal.« Er winkte ab. »Das ist alles nicht mein Bier. Ich wundere mich nur als alter Fachmann darüber, wie es überhaupt möglich ist, dass so ein Riesenfeuer entstehen konnte. Oder haben Sie inzwischen eine Erklärung gefunden?«

»Nein, die haben wir nicht«, erwiderte Suko. »Aber wir würden gern die Brandstelle besichtigen.«

»Das geht nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil die Asche noch heiß ist. Sie würden geröstet, und zwar beide. Tut mir leid, das können wir nicht verantworten.«

Im Prinzip hatte Dennison natürlich recht, aber ich dachte an die Feuerleiche, die wir vernichtet hatten und auch daran, welche Kräfte sie besaß. Ich konnte mir durchaus vorstellen, dass wir auch zwischen den Trümmern des niedergebrannten Theaters ein ähnliches Wesen finden würden. Darüber konnte ich mit Dennison nicht reden. Er hätte mich wahrscheinlich für verrückt erklärt. Suko hatte sich ebenfalls seine Gedanken gemacht und fragte: »Sagen Sie mal, Mr. Dennison, es gibt doch diese Asbestanzüge, die flammenfest sind. Wenn wir die überstreifen, könnten wir uns in den Trümmern umschauen.«

»Ja, das könnten Sie.«

»Dann besorgen Sie uns zwei dieser Anzüge.«

»Das werde ich nicht tun.«

Suko zog ein ärgerliches Gesicht. »Und weshalb nicht?«

»Es ist ja nicht nur die heiße Asche, die Ihnen gefährlich werden kann. Überlegen Sie mal. Das Gebäude ist zwar niedergebrannt, aber noch nicht eingestürzt. Jeden Augenblick kann ein Balken auf Ihre Köpfe fallen, wenn Sie dort herumstromern. Wollen Sie die Verantwortung übernehmen? Überhaupt, was suchen Sie eigentlich? Sie haben doch an der Leichenhalle auch nichts gefunden...«

»Sind Sie da sicher?« fragte ich.

»Moment mal.« Dennison hatte verstanden und trat einen Schritt zurück.

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie doch etwas...«

»Wir haben eine Entdeckung gemacht, die für unsere Arbeit sehr wichtig ist«, erwiderte ich.

»Und über die Sie mit mir nicht reden wollen.«

»So ist es, Mr. Dennison.«

Er hob die Hand und zeigte mit dem Zeigefinger auf mich. »Hören Sie, Sinclair, wenn Sie Ergebnisse unterschlagen, kann das für Sie beide unangenehm enden. Ich werde eine Dienstaufsichtsbeschwerde...«

»Ich sagte Ihnen doch, Mr. Dennison. Es war nichts Technisches. Für Sie uninteressant.«

»Alles, was mit der Ursache des Brandes in Zusammenhang steht, ist für mich interessant.«

»Glauben Sie an magisches Feuer?« fragte ich ihn.

»Nein... ja. Das gibt es zu Silvester.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das Feuer meine ich nicht, sondern die Flammen aus der Hölle und dass sich innerhalb dieser Flammen aus der Asche Lebewesen bilden, die man mit dem Begriff Monster umschreiben kann. Glauben Sie daran?«

»Sie sind verrückt.«

»Gut, nennen Sie es so.« Ich wechselte das Thema. »Die Brandstelle Nummer zwei ist schon erkaltet, oder?«

»Da können Sie hin.«

»Und wo liegt die genau?«

»Ich könnte Ihnen einige von meinen Spezialisten mitgeben. Bei uns dauert es noch etwas, bis wir erste Untersuchungen vornehmen. Vielleicht fahre ich auch selbst...«

»Nein, Mr. Dennison, wir wollen allein hinfahren.«

Rock Dennison war sauer. Er sah sich in seinen Aktivitäten eingeschränkt, und das war er nicht gewohnt. »Was bilden Sie sich eigentlich ein?« fuhr er uns an. »Verdammt noch mal, was bilden Sie sich ein?« wiederholte er. »Denken Sie vielleicht, Sie haben einen kleinen Jungen vor sich? Glauben Sie das nur nicht.«

»Ich weiß, Mr. Dennison. Es tut uns im Prinzip auch leid, aber es ist nun mal nicht anders zu machen, wenn Sie verstehen.«

»Nein, das verstehe ich nicht.«

»Versuchen Sie, mit Ihren Methoden die Ursache aufzuspüren, wir haben unsere eigenen.«

»Darf ich Näheres darüber erfahren?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich will Sie nicht beleidigen, aber es gibt Dinge, die müssen wir für uns behalten. Und das mit der Dienstaufsichtsbeschwerde vergessen Sie am besten. Es ist in Ihrem Interesse, Mr. Dennison. Glauben Sie mir.«

Ich hatte sehr ernst geredet. Er schaute mich an und nickte schließlich verbissen. »Es ist schon klar, Mr. Sinclair. Machen Sie, was Sie wollen. Ich weiß, welche Vollmachten Sie besitzen. Nur möchte ich Sie beide noch darauf hinweisen, dass ich für irgendwelche Folgen die Verantwortung ablehne. Wir haben uns verstanden?«

Ich lächelte ihn an. »Das haben wir.«

»Dann ist es gut.« Er drehte sich ab und ging davon.

»Dem hast du es gegeben«, meinte Suko und schaute auf die Trümmer des Theaters. »Glaubst du wirklich, dass wir bei diesem Coleman etwas finden?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. »Wir können es nur mehr hoffen und sollten keine Spur aus den Augen lassen.«

»Einverstanden. Wir brauchen nur mehr die Adresse.«

Die bekamen wir auch. Einer von Dennisons Mitarbeitern gab sie uns. Sein Chef beobachtete uns inzwischen mit bitterbösen Blicken. Ich beschloss, mich bei Dennison zu entschuldigen, sollten wir den Fall zu einem glücklichen Ende führen.

Es war eine Insel des Schreckens inmitten einer normalen Wohnwelt. Da das Tor zum Grundstück offen stand, waren wir bis in den Park gefahren und hatten dort unseren Wagen abgestellt.

Jetzt schauten wir auf die Trümmer. Die herrlichen Bäume im Park waren zum Glück nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie

standen da wie stumme Beobachter und breiteten ihr Geäst über einem braungrünen Winterrasen aus, auf dem noch feucht die Blätter klebten. Es hatte nicht aufgehört zu nieseln. So tupfte aus den Wolken rieselnder Sprüh gegen unsere Gesichter, wo er sich auf der Haut zu Tropfen sammelte.

Durch eine schweigende Welt schritten wir. Die in der Nähe stehenden Häuser konnten wir nicht erkennen. Sie wurden von dicht wachsenden Bäumen und Hecken verdeckt, aber wir nahmen den Brandgeruch wahr, der uns entgegengeweht wurde. Scharf und irgendwie bissig war er. Dazu brannte er in unserem Hals, so dass Suko und ich uns einige Male die Kehle freiräuspern mussten. Wir konnten erkennen, dass Lewis Coleman einmal ein prächtiges Haus gehabt haben musste. Jetzt war davon nicht mehr viel zu sehen, nur die Größe ließ auf eine tolle Villa schließen.

Vor dem Eingang blieben wir stehen. Die Tür hatte sich zuvor zwischen zwei Säulen befunden. Jetzt war sie verschwunden, und nur die Säulen standen noch. Sie ragten vor uns in die Höhe, während die dahinterliegenden Mauern eingestürzt waren.

Wir betraten das unmittelbare Brandgelände und zogen unwillkürlich unsere Köpfe ein. Das Haus war nicht völlig zerstört worden. Wir entdeckten Reste einer nach oben führenden Treppe, und sie sahen so aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Es war der blanke Wahnsinn, über sie nach oben laufen zu wollen. Suko deutete nach vorn. »Wenn ich mich recht erinnere, sind die Menschen im Wintergarten von dem Brand überrascht worden. Lass uns da mal nachschauen.«

Wir durchquerten einen Raum, der einmal eine Diele oder Empfangshalle gewesen war. Nun konnte man ihn als Trümmerfeld bezeichnen. Alles war verbrannt. Vielleicht hatten hier mal wertvolle Möbel gestanden, jetzt war von ihnen nur mehr Asche zurückgeblieben, als hätte jemand Benzin über diese Dinge gekippt

und sie restlos vernichtet.

Wir schauten uns die Asche an. Man konnte sie als normal bezeichnen. Nicht so ölig und fettig wie die in der Grube, und wir setzten unseren Weg fort, um in den ehemaligen Wintergarten zu gelangen.

»Wie viele Tote hat es hier noch gegeben?« fragte ich.

»Vier.«

»Wir könnten also davon ausgehen, dass wir es im schlimmsten Fall mit vier Feuerleichen zu tun bekommen.«

»Falls sie noch hier sind.« Suko hatte recht. Diesen Aspekt durften wir keinesfalls aus den Augen lassen.

Wir erreichten den Wintergarten, der nichts weiter als ein gläserner Anbau war. Hatten wir innerhalb des normalen Hauses noch Teile der Decke über uns gesehen, so war dies hier nicht der Fall. Wir standen unter dem blanken Himmel und im Freien.

Okay, das Glasdach war von der Hitze weggeschmolzen. Aber das Feuer hatte selbst die Konstruktion angegriffen und sie zum Teil vernichtet. Als verknickte, geschwärzte Rohre sahen wir sie, die wie stählerne Skelettarme auf einem öden Planeten standen. Das Bild glich dem eines Alptraums.

Wieder stampften wir durch Asche und verbrannte Reste. Wir teilten uns die Aufgabe und suchten an verschiedenen Stellen nach. Unter Umständen fanden wir ähnliche Rückstände wie bei der ersten Brandstelle.

Sosehr ich die Asche auch prüfte, ihr Aufbau war ein anderer. Ich spürte nicht mehr die öligen Schleifen zwischen den Fingern, wenn ich sie bewegte.

Suko hatte das gleiche erlebt wie ich, kam zu mir und hob die Schultern.

»Tut mir leid, John, ich kann dir nicht helfen, hier scheinen sie schon weg zu sein.«

Das genau war es. Weg, verschwunden!

Ich atmete stöhnend, als ich daran dachte. Mit der Handfläche fuhr ich durch mein Gesicht. Kleine Aschepartikel, die von unseren Füßen aufgewirbelt worden waren, hatten sich mit dem dünnen Regenschleier dort vermischt, und durch das Wischen verschmierte ich die Schicht nur noch mehr. Suko erging es nicht anders.

»Damit stehen wir wieder am Anfang!« fasste mein Freund und Kollege sehr richtig zusammen. »Leider.«

»Sollten wir nicht trotzdem noch in der teilweise stehen gebliebenen oberen Etage nachschauen?«

Ich winkte ab. »Das Risiko ist verdammt groß.«

»Gut, lassen wir es.«

»Außerdem glaube ich nicht«, fügte ich noch hinzu, »dass irgendwelche Feuerleichen sich da versteckt halten. Die werden, wenn sie entstanden sind, einen Auftrag haben. Zumindest den, diesen Ort ihrer Geburt so rasch wie möglich zu verlassen.«

»Und wohin sollen sie sich wenden?«

»Vielleicht zu Uriel.«

»Dann müsste es einen Platz geben, an dem sie sich versammeln.«

»Sehr richtig«, bestätigte ich.

Suko hatte heute seinen nachdenklichen Tag. »Lassen wir uns den Faden doch einmal weiterspinnen. Wenn es also einen Platz gibt, wo sie sich treffen, haben sie irgend etwas vor. Was das sein könnte, wissen wir nicht, aber ich frage mich schon die ganze Zeit über, weshalb die Brände gerade an diesen Orten aufgeflammt sind. Einmal das Leichenhaus, dann dieser Bau hier und das Theater. Drei verschiedene Orte in London, und es hat immer Leute erwischt, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben. Wenigstens nicht beim ersten flüchtigen Hinschauen.«

»Das ist wahr.«

»Wo gibt es eine Gemeinsamkeit?«

Ich hob die Schultern. »Um das zu wissen, müssten wir uns mit dem Vorleben der Toten beschäftigen.«

»Falls uns nichts anderes mehr einfällt, könnten wir das ja in Angriff nehmen. Es ist mir lieber, als hier noch länger im Regen zu stehen.«

Ich verstand Sukos Wink, nickte und sagte: »Okay, lass uns verschwinden.«

Auch nach einem letzten Blick in die Runde konnte ich nichts Aufregendes mehr feststellen. So blieb uns nichts anderes übrig, als den alpträumhaften Ort zu verlassen. Wieder stiefelten wir zurück und mussten über Balken, verkohlte Bretter und Mauerreste hinwegsteigen. Suko, der vorgegangen war, blieb plötzlich stehen.

»Was hast du?« sprach ich ihn an.

Er drehte den Kopf. »Verdammt, da ist einiges nicht in Ordnung.« Mit dem Zeigefinger deutete er die halb zerstörte Treppe hoch. »Ich habe von dort oben ein Geräusch gehört.«

»Was denn?« hauchte ich.

»Kann ich nicht sagen. Hörte sich aber an, als wären es Schritte gewesen.«

»Wenn das stimmt, scheinen die Feuerleichen es trotz allem nicht so eilig gehabt zu haben.«

»Möglich.« Suko zog seine Dämonenpeitsche, schlug einmal den Kreis und ließ die drei Riemen hervorrutschen. »Meinetwegen können die oder kann er kommen.«

Wir stellten uns nach den Worten so hin, dass wir von einer über die Treppe nach unten gehenden Gestalt nicht sofort entdeckt wurden. Wenn die Stufen jetzt zusammenbrachen, fiel ein Teil auf unsere Köpfe. Bisher hatte sich das Geräusch nicht wiederholt. Es verstrichen ungefähr dreißig Sekunden, dann hörten wir die Laute abermals. »Das sind Schritte!« wisperte ich.

Suko grinste scharf und nickte. Er freute sich, dass er sich nicht

getäuscht hatte. Und die Schritte wurden lauter. Sie hörten sich an, als stammten sie von einer menschlichen Person, die versuchte, sich vorsichtig zu bewegen, was bei diesen Verhältnissen ganz natürlich war. Eine ungemein starke Spannung hielt uns umklammert. Wir hatten die Gefährlichkeit der Feuerleiche erlebt und wussten, dass ein einziges dieser Wesen auch jetzt noch in der Lage sein würde, die Reste des Hauses in Flammen zu setzen.

Wenn ich schräg in die Höhe schielte, sah ich den unteren Boden des Treppenfragments. Es war zerrissen, zerstört, hing in der Luft, und ich wunderte mich, dass es überhaupt noch hielt.

Wir hörten jeden Schritt. Ich behielt meinen Blick bei und erkannte, dass die Stufen, die von der nach unten gehenden Person berührt wurden, leicht vibrierten, als stünden sie kurz vor dem Einsturz. Die drittletzte, die zweitletzte, die letzte...

Jetzt konnte die Person nicht mehr weiter. Wenn sie den Boden erreichen wollte, musste sie springen. Noch zögerte sie... Suko stand ebenso angespannt da wie ich. Er hatte ein Bein vorgeschoben, die Augen dabei leicht verengt und hielt in der rechten Hand die Dämonenpeitsche. Weder er noch ich wagten zu atmen. Wir warteten auf den alles entscheidenden Sprung.

Und der kam.

Die Gestalt, die wir bisher nicht zu Gesicht bekommen hatten, stieß sich plötzlich ab und sprang dem Boden entgegen. Für einen Moment hatte ich die Befürchtung, als würde die Treppe einstürzen, ich zuckte schon mit dem Kopf zur Seite, als wir den Rücken der Gestalt sahen. Es war keine Feuerleiche, sondern ein Mensch. Eine Frau sogar! Kaum stand sie mit beiden Beinen zwischen der hochstäubenden Asche, drehte sie sich um.

Beide hatten wir das Gefühl, von einem Schlag getroffen zu werden. Suko ließ sogar die Dämonenpeitsche sinken, so überrascht war er. Vor uns stand keine geringere als Sheila Conolly, die Frau

unseres gemeinsamen Freundes Bill!

Sheila war ebenso perplex wie wir. Sie starrte uns an. Ihre Augen glichen dabei kleinen Kugeln, und mit einer zitternden Geste zog sie den Mantel enger um ihre Schultern. Sie trug einen Staubmantel mit Futter und hielt die blonden Haare durch ein rotes Kopftuch verdeckt. Dabei schüttelte sie den Kopf, öffnete ihren Mund und verlor sämtliche Farbe aus dem Gesicht, so dass sie in Sekundenschnelle bleich wie eine Tote aussah. »Ihr?« hauchte sie.

»Ja, wir«, erwiderte Suko und schaute mich an, der ich noch dastand, schluckte und den Kopf schüttelte. »Sheila, verflixt, wie ist das möglich, dass du hierher...?«

Sie lachte leise. »Das gleiche könnte ich euch fragen.«

Während dieser Antwort entspannte sich ihr Körper, und ihre Hände sanken allmählich nach unten. So standen wir uns gegenüber. Das Schweigen lastete zwischen uns.

Bis Suko schließlich sagte: »Das ist ein Ding, wirklich. Damit hätte ich nicht gerechnet.«

»Weiß Bill von deinem Ausflug?« fragte ich.

»Nein.«

Ich staunte. »Dann bist du auf eigene Faust...«

»So ist es.«

Sheila benahm sich seltsam. Sie gab nur knappe Antworten. Es schien ihr zudem nicht recht zu sein, dass sie von uns ›erwischt‹ worden war. Außerdem schaffte sie es nicht, uns in die Augen zu sehen.

Suko machte einen guten Vorschlag. Er schaute hoch zur rußgeschwärzten Decke, sah die Löcher darin und meinte: »Am besten wäre es, die ungastliche Stätte hier zu verlassen. Wir setzen uns in den Wagen, dort können wir uns in Ruhe unterhalten. Okay, Sheila?«

»Meinetwegen.«

Suko ging vor. Ich hielt mich an Sheilas Seite, versuchte mit ihr ins Gespräch zu kommen, aber sie gab keine Antwort. Stumm schritt sie neben mir her.

Der Wagen parkte nicht weit vom Haus entfernt. Suko hatte ihn schon aufgeschlossen, als wir ihn erreichten. Bevor Sheila sich in den Fond setzte, warf sie noch einen langen Blick auf das zerstörte und brandgeschwärzte Gebäude hinüber. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als wollte sie davon Abschied nehmen.

Wir ließen sie einsteigen. In eine Ecke des Fonds klemmte sie sich. Suko hatte neben ihr Platz genommen, ich drehte mich, um sie anschauen zu können. »Möchtest du nun eine Erklärung abgeben?« fragte ich.

Sie hob die Schultern. »Wenn ihr Bill nichts davon erzählt.«

»Weshalb soll er nichts wissen?«

»Er würde sich sonst wieder Sorgen machen. Die sind aber unbegründet, glaubt mir.«

»Hast du nicht ähnlich reagiert?« fragte ich sie. »Wenn Bill mit mir losgezogen ist.«

»Das stimmt.« Sie breitete die Hände aus. »Aber diese Sache hier geht nur mich etwas an.«

»Dann hast du also etwas mit den Bränden zu tun?« fragte Suko.

Sie drehte ihm den Kopf zu. Ein feines Lächeln zuckte über ihre Lippen, bevor sie eine ehrlich klingende Antwort gab. »Nein, ich habe damit nichts zu tun.«

»Und trotzdem warst du in diesem Haus?«

»Ja, weil ich den Ruf gehört habe.«

»Welchen Ruf?« hakte ich nach.

Jetzt sah sie mir ins Gesicht. »Kannst du dir das wirklich nicht denken, John Sinclair?«

»Nein, ich...«

»Überlege. Eigentlich hätte gerade dir die Lösung einfallen müssen.

Gerade dir, John!«

Ich wusste nicht, woran ich war. »Du kannst mich steinigen, Sheila, aber mir fällt es nicht ein.«

»Gut.« Sie nickte. »Ich will dir einige Stichworte geben. Das Schreiben der Briefe, mein Gefangensein in der Hölle und Satans grausamstes Werk, die Knochenuhr. Du, John, bist daran festgebunden worden. Erinner dich genau, wie es war...«

»Ja«, murmelte ich und schaute zu Boden, während ich mit einer Hand die Haut an meiner Stirn knetete. »Jetzt erinnere ich mich wieder. Man hat mich an die Knochenuhr gebunden, und ich habe mein Leben praktisch noch einmal im Zeitraffertempo vorbeirasen sehen...« [\[1\]](#).

»Dann griffen die Engel ein.«

»Stimmt«, sagte ich hastig. »Mein Kreuz und die Engel reagierten. Der Seher hatte es aktiviert. Die Strahlen waren so breit wie nie, sie fächerten in vier Richtungen davon, schmetterten den Satan zurück und...«

»Bauten mir eine Brücke«, führte Sheila weiter vor. »An einem Ende der magischen Lichtbrücke warst du, das andere Ende aber wurde von einem Engel mit flammendem Schwert bewacht. Erinnerst du dich jetzt genau?«

»Tatsächlich«, hauchte ich. »Du bist dann über diesen Strahl gegangen und der Hölle entkommen.«

»So ist es recht. Ich hatte einen sehr starken Helfer.. Und dieser Helfer besitzt einen Namen.«

»Genau. Uriel!«

Sheila lächelte. »So ist es, John. Du und er, ihr beide habt mir praktisch das Leben gerettet und mich aus der verdammten Hölle und den Klauen des Teufels geholt. Das ist es, was ich dir sagen wollte und was du schon längst vergessen hattest.«

Ich wischte über meine schweißfeuchte Stirn. Plötzlich hatte mich

die Vergangenheit wieder eingeholt. Allmählich wurde mir auch klar, weshalb ich vor der Erscheinung an der Leichenhalle keine Angst gehabt hatte. Das war der Erzengel Uriel gewesen. Im Unterbewusstsein hatte ich mich bestimmt an die Knochenuhr erinnert und damit auch an die Rettung von Sheila und mir selbst.

Konnte man dies alles als einen Zufall bezeichnen? Nein, dahinter steckte Methode. Zufall war es nicht, dass wir Sheila hier fanden. Vielleicht ein Akt der Dankbarkeit. Ich sprach sie darauf an. Sheila Conolly nickte. »Ja, John, du hast recht. Ich bin dem Flammenengel dankbar.«

»Der jetzt auf der anderen Seite steht!«

»Wieso?«

»Er stahl mir mein Kreuz. Wahrscheinlich hat er auch dafür gesorgt, dass die Brände gelegt wurden.«

Bei der nächsten Frage enthielt Sheilas Blick Spott. »Und davon bist du überzeugt?« fragte sie.

»Fast.«

»Du irrst dich, John. Uriel steht nicht auf der Seite des Bösen. Das kann er gar nicht. Es ist einfach nicht möglich für ihn. Tut mir wirklich leid für dich, aber du hast dich da in etwas verrannt, was einfach nicht wahr ist.«

»Dann sag du mir die Lösung.«

»Ich kann es nicht.«

Diesmal spottete ich. »Demnach können wir beide recht haben.«

»Nein, so ist das nicht, John. Es gibt Dinge, die muss man einfach im Leben hinnehmen.«

»Wie dein Erscheinen hier, nicht wahr?«

»Das auch. Ich bin gekommen, um ihn zu finden.«

»Hat er dich gerufen?«

»Ja, er bat mich diesmal um Hilfe.«

Suko und ich waren überrascht. Mein Freund fragte: »Wie kannst

du ihm denn helfen?«

»Das weiß ich noch nicht, ich habe ihn nicht getroffen. Gern hätte ich mit ihm gesprochen, aber da ist eine Kraft, die sich ihm in den Weg stellt. Ich habe schon geahnt, dass ich euch finden würde, denn der Engel hat euch erwähnt.«

»Demnach hast du ihn also doch gesehen«, sagte ich.

»Nein, John, es war ein Traum, ein Wahrtraum. Da erschien mir Uriel und gab mir Informationen.«

Das nahmen wir Sheila ohne weiteres ab.

»Wie hast du denn Bill begreiflich gemacht, dass du Uriel...?«

»Eine Frau hat mehrere Möglichkeiten«, gab sie zurück. »Ich erzählte Bill, dass ich in die Stadt zum Einkaufen fahre. Lassen wir das mal dahingestellt sein, ihr wollt sicherlich mehr über meinen Traum wissen.«

»Und ob«, erwiderten Suko und ich wie aus einem Mund.

Sheila nickte. »Es passierte vor zwei Nächten. Da hatte es mich getroffen wie ein Schock. Ich war tief und fest eingeschlafen und hatte dann das Gefühl, nicht mehr in der normalen Welt zu sein, sondern irgendwo in der Ferne zu schweben.«

»Und?« fragte ich. »War dem so?«

Ich dachte dabei an einen ähnlichen Fall, der schon einige Zeit zurücklag, als man mich während des Schlafes entführt hatte. Da war der Eiserne Engel gekommen und hatte mich in die Schlucht der stummen Götter geschafft. Das war damals kein Traum gewesen, sondern Realität. [\[2\]](#).

Auch bei Sheila? Ich räusperte mich und hakte noch einmal nach.

»Kannst du dich nicht erinnern, ob es ein Traum oder Realität gewesen ist?«

»Es ist schwer.«

»Du hast dich nicht mit ihm unterhalten?« forschte Suko.

»Nein, das auf keinen Fall. Ich konnte ja nicht sprechen, war wie

gelähmt und erlebte alles so deutlich...« Sie schüttelte den Kopf. »Jedenfalls redete er von einer großen Gefahr, die auf uns zukommen würde.«

Da Sheila nicht weitersprach, stellte ich meine Frage. »Welche Gefahr meinte er? Hat er sie konkretisiert?«

»Flammen...« Sie nickte heftig. »Ja, er redete von Flammen und davon, dass sie alles vernichten würden. Er war sehr aufgeregt, gleichzeitig deprimiert, weil er sich so isoliert fühlte.«

»Von wem?«

»Von seinen Freunden, von den anderen Engeln, glaube ich«, flüsterte Sheila. »Er stand allein, und er redete auch von einem gezielten Angriff der Hölle. Uriel ist der Engel des Feuers, und die Hölle hat sich das zunutze gemacht.«

»Welche Hölle oder wer?«

»Vielleicht Luzifer. Ich hörte etwas von der großen Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Erzengel Michael. Damals hat Luzifer verloren! Die Unterwelt aber schwor Rache, weil sie nichts, aber auch gar nichts vergessen hat. Und sie hat sich einen Plan zurechtgelegt. Deshalb sprach Uriel davon, isoliert zu sein.«

»Also abgekoppelt von den anderen!« präzierte ich. »So ist es. Auf irgendeine Art und Weise muss es der Fürst der Finsternis geschafft haben, an Uriel heranzukommen und ihn vielleicht sogar auf seine Seite zu ziehen, aber das weiß ich nicht genau. Er sagte mir, ich sollte auf Brände achten. Das habe ich getan. Dann sprach er noch von dämonischen Feuerleichen, die ich suchen und, wenn möglich, verfolgen solle, weil sie zum Ziel führen.«

»Zu welchem Ziel?«

Sheila hob die Schultern. »Davon hat er nicht gesprochen. Es muss irgendein Ziel geben. Es liegt auf dieser Welt, aber wo genau, das ist nicht festzustellen.«

»Okay«, sagte ich, »so weit, so gut. Ist dir noch etwas aufgefallen, hat man dir vielleicht noch etwas mitgeteilt?«

»Nein, ich sah ihn nur in der Ferne, und zwischen uns baute sich wieder die Brücke auf. So hatten wir Verbindung. Dann aber... ich meine...«

Sheila stockte, denn die Erinnerung überkam sie wieder wie ein Sturmwind. »Dann sah ich plötzlich dieses Gesicht, das sich aus der Tiefe hervorschob. Es war so groß wie eine ganze Welt. So voller Kälte und Hochmut, so anders lächelnd, wie ich es nie zuvor sah. Nicht einmal damals in der Hölle, und es besaß eine graublaue, fast glänzende Farbe, wenn ihr versteht, was ich meine.«

Wir nickten, und Suko gab die Antwort. »ja, ich verstehe schon. Es war Luzifer!«

»Das musste wohl so sein.«

»Was geschah noch?« fragte ich.

»Nichts mehr«, gab Sheila flüsternd zurück. »Es geschah überhaupt nichts. Uriel verschwand, er wurde immer kleiner und schien regelrecht einzufrieren, während sich auch das Gesicht wieder zurückzog. Danach wurde ich wach.«

Wir blieben still sitzen. Diese Erzählung mussten wir erst einmal verdauen. Suko räusperte sich nach einer Weile. »Hast du ihr folgen können, John?«

»Das habe ich.«

»Dann weißt du auch, dass Uriel einen verdammt einsamen Kampf gegen einen übermächtigen Feind ficht.«

»Und wir müssen ihm beistehen«, murmelte ich. »Wobei ich mich frage, wie das ohne Kreuz möglich sein soll. Man hat es mir genommen. Diesmal nicht Lilith oder Luzifer, sondern Uriel. Da komme ich einfach nicht mit.« Ich schlug mir gegen die Stirn.

Suko blieb da gelassener. »Du reagierst einfach zu gefühlsbetont, John. Denke mal logisch nach. Dein Kreuz ist dir nicht ohne Grund

genommen worden. Und auch der Buchstabe U verschwand nicht einfach so. Das hatte alles seinen Sinn.«

»Ja, weil Uriel die Seite gewechselt hat.«

»So könnte man es sehen.«

»Nein, Suko, so muss man es sehen. Der Buchstabe verschwand, weil Uriel nicht mehr zu den vier Hauptengeln gehört. Sheila hat etwas von einer Isolation gesagt. Wenn du darüber nachdenkst, passt einfach alles zusammen. Liliths Angriff auf mein Kreuz. Ihn konnte ich abschmettern. Unser Abenteuer mit den Großen Alten, die bis auf den Namenlosen auch vernichtet sind. Ständig stand das Kreuz im Mittelpunkt. Die Hölle will es zerstören und greift zu immer raffinierteren Tricks. Jetzt haben Luzifer und seine Helfer sogar den Erzengel Uriel von den anderen lösen können, wobei ich mich frage, weshalb die anderen drei nicht eingegriffen haben, aber das müssen wir hinnehmen. Für uns zählt jetzt nur noch Uriel. Wenn wir ihn befreien, kann ich auch mein Kreuz zurückbekommen.«

»Und weshalb hat er es an sich genommen?« fragte Suko. »Was bezweckte er damit?«

»Er wollte sich schützen. Klar, er ist bewaffnet, aber was ist schon ein Schwert im Vergleich zu meinem Kreuz. Ein Nichts. Wenn ich die Sache so betrachte, bin ich eigentlich ganz froh, dass Uriel mein Kreuz an sich genommen hat.«

»Obwohl er sich für das Feuer verantwortlich zeigt«, erwiderte Suko, dem die vier Erzengel sowieso nicht ganz geheuer waren.

»Das stimmt. Fragt sich nur, ob er aus eigener Kraft gehandelt hat oder ob Luzifer ihn dazu trieb?«

»Du findest immer eine Ausrede.«

»Nein, ich zähle nur eins und eins zusammen.«

Suko schüttelte den Kopf. »John, es hat keinen Sinn, bis zwei zu rechnen. Wir müssen eine Zahl weitergehen.«

»Wen meinst du damit?«

»Die Toten. Nicht ohne Grund sind in diesen bestimmten Häusern die Brände aufgeflammt. Wir müssen uns mit den Namen näher beschäftigen. Gab es eine Verbindung?«

»Moment.« Ich hob den Hörer des Autotelefons ab und wählte die Nummer von unserem Büro. Glenda verband mich sofort weiter, und ich bekam Sir James an die Strippe. Von Sheila berichtete ich ihm nichts. Ich wollte nur wissen, wer sich zur Zeit des Brandes im Theater aufgehalten hatte.

»Sie haben Glück, die Meldung ist gerade erst eingetroffen. Wir haben von zwei Bühnenarbeitern den Namen erfahren. Zur Zeit des Brandes hielt sich eigentlich nur ein Mann im Theater auf. Es war der Choreograph Aaron Myer.«

»Danke, Sir. Und jetzt hätte ich zur Sicherheit gern noch die anderen Namen der Toten.«

»Ich habe nicht alle.«

»Die Haupttoten, wenn ich das mal so nennen darf.«

Sir James diktierte mir die Namen. Suko hörte mit und notierte sie auf einem Zettel. Bevor ich die Verbindung unterbrechen konnte, hatte Sir James noch etwas zu sagen. »John, ich bitte Sie und Suko sehr herzlich, alles zu tun, was in Ihrer Macht steht. Den Theaterbrand haben wir löschen können, aber jeder weitere Brand in London verschlimmert die Sache. Überlegen Sie mal, was geschehen kann, wenn plötzlich im Ölhafen die großen Feuer auflodern?«

»Ich weiß, Sir.«

»Dann beeilen Sie sich. Geben Sie ihr Bestes und noch ein wenig mehr. Danke.«

Suko atmete schnaufend aus. »Das hat den Alten ganz schön mitgenommen«, erklärte er. Ist es ein Wunder?« fragte ich.

»Wohl kaum. Mir wäre auch nicht wohl in meiner Haut, wenn plötzlich überall Brände aufflackerten.«

Er reichte mir den Zettel. Halblaut las ich die Namen vor. »David

Sternheim, er war der Tote in dem Sarg, dann ein Rabbi, außerdem Lewis Coleman, dem das Haus hier gehörte, und last not least dieser Choreograph. Er heißt Aaron Myer.«

»Das war's« meinte Suko.

Sheila meldete sich. »Könnt ihr etwas mit diesen Namen anfangen?« fragte sie.

»Nein, wir nicht. Du?«

Sie sah mich an und bewegte den Kopf von links nach rechts. »Tut mir leid, nie gehört.«

»Dennoch müssen sie zu Uriel eine Verbindung gehabt haben«, murmelte ich und las die Namen noch einmal vor.

»Vielleicht müssten wir die Namen der anderen Toten auch noch haben«, vermutete Suko. »Ist Colemans Frau nicht auch umgekommen?«

»Ja.«

»Wie viele Tote hat man denn hier geborgen?«

»Keine Ahnung. Man spricht von vier Leichen. Ob Coleman dabei gewesen ist, weiß ich nicht.«

Wir hörten Sheilas Fingerschnippen. »Ich glaube, ich habe eine Verbindung gefunden.«

»Und welche?« fragte ich gespannt.

»Schaut euch die Namen noch einmal genau an. Wenn mich nicht alles täuscht, sind es Juden, die leider durch die Brände ums Leben gekommen sind.«

»Das meinst du«, wunderte sich Suko.

»Ja, und jüdisch ist auch das alte Testament. Denke an die Namen der Engel. Sie sind jüdisch. Mit ihnen hatte alles begonnen, John. Ich glaube, wir sollten uns darauf konzentrieren.«

»Und wie?«

»Bill kennt sich da aus. Am besten ist es, wenn wir ihn ins Vertrauen ziehen.«

Da der Vorschlag von Sheila kam, waren wir einverstanden. Bis zu den Conollys zu fahren, erlaubte die Zeit nicht. Deshalb wollten wir Bill in der Stadt treffen.

Ich rief ihn an. Er freute sich wie ein Schneekönig, meine Stimme zu hören, denn wir hatten lange nicht miteinander gesprochen. Als ich ihm Sheila gab und sie ihm einiges erklärte, erlebten wir den guten Bill Conolly zum erstenmal ratlos.

Sheila legte ihm unser Problem offen. Bill, der Gott und die Welt kannte, hatte auch eine Idee.

»Ich kann euch mit einem Freund von mir zusammenbringen. Besser noch, wir treffen uns dort. Es ist der Oberrabbiner. Er heißt Moshe Lerner. Ich kenne ihn, der Mann ist klasse und sehr aufgeschlossen, was gewisse Dinge betrifft.«

Ich hatte mittlerweile den Hörer übernommen. »Wo wohnt er?«

»Im Londoner Westend.«

»Da sind wir auch.«

»Wenn ihr einen Augenblick wartet, kann ich euch die Adresse geben.«

»Beeil dich.«

»Ist es denn so dringend?«

»Noch dringender, Bill. Du hast zufällig von den gefährlichen Bränden gehört?«

»Ja.«

»Darum dreht es sich.«

»Ach verdammt«, sagte der Reporter nur.

Ein Himmel ohne Sterne, ein Reich ohne Grenzen, ein Kreuz in der Unendlichkeit.

Und eine Gestalt zwischen den Zeiten. Nicht Mensch und auch nicht Geist. Geschlechtslos, ein Wesen eben und eine Institution. Ein Engel!

Eingekerkert, eingemauert in magische Fesseln, die er selbst nicht lösen konnte. Herausgerissen aus dem Bund des Guten, weggeschleudert in die Finsternis, dem Grauen entgegen und aufgesaugt von der Kraft seines stärksten Feindes: Luzifer!

Er hatte zugeschlagen, und er hatte sich das schwächste Glied in der Kette ausgesucht. Aus den Tiefen der Verdammnis war er in die Höhe gestiegen und hatte das unter seine Kontrolle bekommen, was ihm so sehr gefährlich werden konnte: John Sinclairs Kreuz. Uriel sollte der Anfang sein. Er war aus dem Verbund gerissen worden, hatte seine Kraft zwar nicht lassen müssen, sie jedoch der anderen Seite zur Verfügung gestellt, denn das Kreuz bot ihm keinen Schutz, auch wenn er es jetzt besaß.

Luzifer gab zu, ihn nicht ganz unter Kontrolle zu haben, denn hin und wieder besaß der Engel lichte Momente. Einen solchen Moment hatte er ausgenutzt und das Kreuz an sich gebracht, ansonsten musste er es sich gefallen lassen, von Luzifer manipuliert zu werden. Und der setzte den Erzengel ein wie eine Schachfigur. Er schob ihn hin und her, spielte ihn aus, wann immer er es für nötig hielt und hatte dafür Sorge getragen, dass die Kräfte Uriels nicht dem Guten dienten. Feuer konnte vernichten, Feuer konnte auch heilsam sein und reinigend. Uriels Flammen waren da, um zu reinigen. Das gehörte inzwischen der Vergangenheit an. Wenn er nun erschien und sein Schwert zu einem feurigen Gruß wurde, so tötete und vernichtete es. Das ging einem Wesen, das bisher von Beginn der Welt an für das Gute eingestanden war, hart an die Substanz. Uriel hatte alles versucht. Über das Kreuz hatte er von dem Grauen loskommen wollen, es war ihm nicht gelungen, die andere Seite, mit Luzifer an der Spitze, war stärker. Er hatte das Kreuz manipuliert, er hatte den Buchstaben U aus dem Silber gestrichen und den Erzengel zu einem willenlosen Werkzeug gemacht. Der oberste Fürst des Bösen hatte ihn sorgfältig von den anderen getrennt und in die Welt der absoluten

Leere und Kälte geschafft, wo mit dem Engel gespielt werden konnte wie mit einer Puppe.

Und wieder erschien das Gesicht. Es war nicht nur flächig, sondern vierdimensional. Zeigte Breite, Länge, Höhe und eine für den menschlichen Verstand nicht zu begreifende Tiefe, die endlos schien und doch endlich war, so dass sie den Gesetzen des Alls gleichkam. Wenn es je ein Zentrum innerhalb dieses Gesicht gab, hatte der Erzengel das Gefühl, genau dort zu verweilen, da er von seinem Standort aus alles sehen konnte. Das Gesicht war überall. Er sah es riesig groß, er sah es klein, schmal, breit und lang. Da verschoben sich die einzelnen Linien, doch ein Zeichen blieb gleich.

Es war der kalte, der menschenverachtende und grausame Hochmut, der die Züge zeichnete und vor denen sich der Engel fürchtete. Wer so ausschaute, der kannte keine Gnade, der nahm auf nichts Rücksicht, für ihn zählten keine Schwächen, nur der Sieg. Andere Personen nahm er für sich und seine Pläne ein, wie auch den Erzengel Uriel. Er war wehrlos. Inmitten der Leere schwamm er. Umgeben vom Gesicht des Teufels. Obwohl er das Kreuz bei sich trug, konnte er dem obersten Höllenherrscher damit nichts antun.

Das wusste Luzifer. Und er sprach zu ihm. Es waren keine menschlichen Worte, die den Engel erreichten. Vielmehr eine Sprache, wie sie nie auf der normalen Welt oder in anderen fernen Dimensionen geredet wurde. Vielleicht die älteste Sprache überhaupt.

Die der Götter... der mächtigen Wesen, die zuerst den Erdball als Geistwesen bevölkerten, und diese Sprache bestand nicht aus Lauten, sondern nur aus Gedanken. Energie traf auf Energie, und Uriel musste sich die nächsten Pläne Luzifers anhören.

»Sie versuchen alles, um sich dagegenzustemmen, und sie sind auf dem richtigen Weg. Sie trauen dir sogar noch, Uriel. Du hast wirklich eine gute Helferin in dieser Frau gefunden. Wie sehr wird

sie von dir enttäuscht sein, wenn sie feststellen muss, dass du es bist, durch dessen Flammenschwert sie umkommen wird! Du hast sie einmal gerettet, das wollte ich auch schon nicht, nun aber ist es so weit gekommen, dass du sie überlisten musst. Sie wird keine Chance mehr haben, auch wenn sie ihre beiden Gefährten, meine Todfeinde, bei sich hat. Ich bin stärker, meine Kraft setzt sich durch, denn ich bin der Mächtigste zwischen den beiden großen Welten. Deshalb sage ich dir, dass du nicht anders kannst, als nur mir zu gehorchen. Du wirst hingehen und sie so zerstören, wie damals Moses die Tafeln der Zehn Gebote zerschmetterte. So wirst du das verbrennen, was sich mir in den Weg stellen wird. Und dies für alle Ewigkeiten...«

»Nein!« Der Erzengel begehrte auf. Er wollte sich nicht unterdrücken lassen, flehte seine mächtigen Brüder um Hilfe an. Weder von Michael, Raphael noch Gabriel erhielt er Unterstützung, denn Uriels Gedanken gerieten sehr rasch an eine Grenze, die sie nicht überschreiten konnten. So blieb es beim Versuch.

Und Luzifer konnte triumphieren. Es bereitete ihm ein satanisches Vergnügen, einen Urfeind überlistet zu haben und für seine eigenen Pläne einspannen zu können.

»Das Feuer wird vernichten!« erklärte er. »Ich lasse Städte brennen, ich lasse Menschen schmoren, und du wirst der Auslöser sein, Uriel. London, Sinclairs Stadt soll unter einem Meer aus Flammen ersticken...«

Wir waren dorthin gefahren, wo der Rabbi Moshe Lerner wohnte. Dicht neben einer alten, prächtigen Synagoge befand sich sein Haus, das wie ein verschachteltes Gebäude aus einem alten Märchen wirkte und von der Betstätte aus über einen schmalen Weg zu erreichen war. Selbst im Winter wuchs noch Laub an den Mauern, die den Weg flankierten. Der Bentley passte gerade noch hindurch. Vor

dem Haus stellte ich ihn neben einer Gartenbank ab, und als wir zu viert ausstiegen, sahen wir den Oberrabbiner schon vor der schmalen Tür stehen, zu der eine steile, aber breite Treppe hoch führte. Wir sahen zahlreiche Erker, Vorsprünge, Sprossenfenster und runde Vorbauten. Lächelnd erwartete uns der Mann. Er begrüßte Sheila und Bill besonders herzlich, bevor wir an die Reihe kamen.

Ich schätzte den Rabbi auf ungefähr 70. Er hatte ein volles, offenes Gesicht, trug einen schwarzen Anzug mit feinen Nadelstreifen. In das Dreieck zwischen den beiden Revers passte genau der eisgraue Bart hinein. Der Rest seines Gesichts zeigte Falten, die einen Kranz um die dunklen Augen herum bildeten. Auf dem Kopf saß, mit einer Klammer im grauen Haar befestigt, ein rundes Käppi, das auch einen Teil des Hinterkopfes bedeckte.

Er bat uns ins Haus. Wir gerieten in eine sehr dunkle Diele. Wir sahen alte schwarze Schränke, schwarze Truhen und Vitrinen, aber mit Motiven aus dem Alten Testament bemalt. Hier hielt uns eine andere Welt umfangen, die mich ein wenig beklommen machte.

»Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer«, sagte der Rabbiner. »Dort ist es heller.«

In der Tat fiel sehr viel Licht durch die beiden hohen Erkerfenster, die an der Rückseite des Gebäudes lagen. Man hatte einen prächtigen Blick in den kleinen, sehr gepflegt wirkenden Park, hinter dessen Baumbewuchs sich das Dach der Synagoge abhob.

In einer bequemen Sitzgruppe durften wir Platz nehmen, und der Rabbi fragte, ob wir etwas zu trinken wollten. Wir lehnten dankend ab. Er setzte sich uns gegenüber in einem hohen Ohrensessel, beugte den Oberkörper vor und fragte, womit er uns dienlich sein könnte. Ich hatte beschlossen, den Gesprächsfaden aufzunehmen und erkundigte mich bei dem jüdischen Geistlichen, ob er wisse, wer mein Freund Suko und ich waren.

Der Rabbi lächelte fein. »Und ob ich das weiß, Mr. Sinclair.

Erstens lese ich Zeitungen, und zweitens hat mir ihr Freund Bill Conolly schon einiges über Sie erzählt. Sie müssen zugeben, dass sich hin und wieder die Gebiete berühren, mit denen wir uns beschäftigen, nicht wahr?«

»Das stimmt«, gab ich zu. »Besonders dann, wenn es um alttestamentarische Dinge geht, wie in diesem Fall, der uns zu Ihnen geführt hat, Mr. Lerner.«

»Bitte, Mr. Sinclair, reden Sie. Ich habe für Ihre Probleme ein offenes Ohr.«

»Ihnen ist der Name Uriel ein Begriff?«

»Selbstverständlich. Wer kennt den Flammenengel nicht?«

»Und der steht auf der Seite des Guten.«

»Sollte er.«

»Nicht mehr«, erklärte ich, was den Rabbi verwunderte, denn er hob die grauen, buschigen Augenbrauen. »Können Sie das beweisen, Mr. Sinclair. Es wäre schrecklich, wenn Sie recht hätten.«

Ich begann den Mann, der in mir von Beginn an Vertrauen erweckt hatte, in den Fall einzuweißen. Ebenso gespannt wie er hörte mein Freund Bill Conolly zu, denn er wusste im einzelnen auch noch nicht, um was es eigentlich hier ging. Und beide waren überrascht, dass ich es wagte, den Erzengel Uriel in das Spiel des Bösen mit einzubeziehen.

»Das kann nicht sein«, erklärte der Rabbi mit mühsam beherrschter Stimme. »Was Sie behaupten, würde ein Weltbild ins Wanken bringen, Mr. Sinclair.«

»Das ist schon möglich.«

»Haben Sie Beweise?«

»Es sind die Brände.«

Der Rabbi schüttelte den Kopf. »Nein, das ist für mich noch kein Beweis. Ich müsste ihn sehen.«

»Das hat Sheila Conolly.«

Moshe Lerner schaute die Frau an. »Stimmt es, was Mr. Sinclair gesagt hat?«

»Ja, es stimmt. Ich selbst habe mit dem Erzengel Uriel Kontakt gehabt.«

»Mit einem Geistwesen?« hauchte der Rabbi.

Sheila nickte. Sie berichtete mit schlichten Worten, was ihr widerfahren war und sprach auch von ihrem früheren Abenteuer, als sie aus der Hölle errettet worden war.

Der Rabbi konnte es kaum fassen. Er spielte nervös mit seinen schlanken Fingern. »Die Erzengel offenbaren sich den Menschen?« fragte er leise. »Wie ist das möglich?«

»Durch mein Kreuz«, erwiderte ich.

»Nein, nein.« Er sprang auf, legte die Hände auf die Kante der Rückenlehne und flüsterte plötzlich. »Ja, ich glaube Ihnen. Sie haben schon davon erzählt, und Sie berichteten, dass es sich in Uriels Händen befindet...«

»Das stimmt schon«, sagte ich, »nur ist etwas eingetreten, das mit dem Kreuz nichts zu tun hat. Deshalb möchte ich es auch vorerst aus dem Spiel lassen, wenn Sie verstehen.«

»Und was wäre das?«

»Es geht um drei Männer.« Ich zählte den Oberrabbiner die Namen auf. »Kennen Sie diese Leute?«

Er dachte einen Moment nach. »Kennen ist zuviel gesagt, ich habe von ihnen gehört.«

»Gutes?« fragte Suko.

Da der Rabbi vor seiner Antwort wieder Platz nahm, gingen wir davon aus, dass er sich die Worte sehr genau überlegte. »So kann man es nicht sehen«, erwiderte er. »Ich möchte keinen Menschen schlecht machen. Es gibt nicht nur schlechte Menschen. Irgendeinen guten Keim besitzt jeder und mag es noch so anders erscheinen. Auch die Männer, die sie erwähnt haben.« Lerner nickte noch, weil er in

unsere Gesichter schaute, die ihn sehr ungläubig ansahen.

»Der Rabbi Jobst Spellner war mein Freund!« fuhr er fort. »Nein, er kann nicht auf der anderen Seite gestanden haben. Das will ich einfach nicht glauben.«

»Und die anderen?« fragte Suko.

»Ich kenne sie.«

»Und?«

»Sie kamen nicht mehr in die Synagoge. Sie gehörten zu einer gefährlichen Splittergruppe, die ihren eigenen Weg gehen wollten. Sie wissen, dass es in der jüdischen Historie oft Magie gegeben hat. Damit muss man leben, das sollte man auch vergessen. Leider gibt es auch in unserem Volk Menschen, die sich nicht daran halten und sich von den fremden, uralten Göttern faszinieren lassen.«

»Und dazu gehörten die drei!« forschte ich nach.

»Leider, Mr. Sinclair. Sie gingen den falschen Weg, denn sie beteten auch die falschen Götter an. Sie taten das, was der Stammvater Abraham damals schon verfluchte. Sie tanzten um das goldene Kalb, im übertragenen Sinne.«

»Dann meinen Sie nicht Baal?« fragte ich und dachte dabei an meinen verschwundenen Dolch.

»Nein, den nicht. Ich sprach im übertragenen Sinne. Die drei Männer haben sich von unserer Gruppe gelöst. Sie wollten sich mit Dingen beschäftigen, die man ruhen lassen soll.«

»Welche Dinge waren das?«

»Das Forschen nach dem Geheimnis des Lebens. Dem Stein der Weisen, den angeblich auch, wie Sie sagen, Luzifer besitzt. Sie haben ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gedient.«

Ich war plötzlich aufgeregt. Wenn der Rabbi so sprach, kamen wir der Sache langsam näher. »Wissen Sie Genaueres?«

»Leider.«

»Und?«

»Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll, da ich es selbst nur durch einen Zufall erfahren habe. Aber sie beten Luzifer an. Sie haben eine Statue von ihm, einen Kopf, und sie versuchen mit seiner Hilfe hinter das Geheimnis der Welt zu kommen.«

»Wo treffen sie sich?« fragte ich.

»Hier in London«, lautete die Antwort. »Oder vielmehr im Großraum London. Bevor Sie nach Greenwich kommen, gibt es eine Insel im Fluss. Sie ist unbewohnt, manchmal auch überschwemmt, aber dort...«

»Sprechen Sie nicht weiter!« Sheila hatte die Worte gerufen und sprang plötzlich auf. Wir starrten sie an und sahen sie immer bleicher werden.

»Was ist denn?« fragte Bill, ihr Mann, besorgt.

»Er kommt. Ja, ich glaube, er kommt.«

»Wer?« wollte Bill wissen.

Sheila ließ sich Zeit mit der Antwort. Sie ging noch einen Schritt zur Seite und stützte sich an der Sesselkante ab. »Uriel«, flüsterte sie. »Es ist Uriel...«

Diese Nachricht schockte uns! Wir wussten, dass Uriel nicht mehr der war, als den wir ihn kannten und mussten deshalb sehr vorsichtig sein. Wenn er tatsächlich auf der anderen Seite stand und manipuliert worden war, bedeutete dies die höchste Gefahrenstufe für uns. Niemand von uns hatte etwas gesagt. Wir standen da, schauten uns an und richteten dann die Blicke auf Sheila, die sich gedreht hatte, so dass sie gegen eines der beiden großen Fenster blicken konnte.

Bill kam auf mich zu. »Glaubst du ihr?« wisperte er.

»Ja.«

»Wo kann er denn sein?«

Diesmal hatte Bill die Frage so laut gestellt, dass auch Sheila sie hören konnte, und sie gab die entsprechende Antwort. »Ja, er ist unterwegs!« hauchte sie. »Ich... ich spüre es sehr deutlich, wir

müssen aufpassen, stark aufpassen...«

Moshe Lerner hatte sich aufgerichtet. Sein Gesicht wirkte maskenhaft. Nur die Lippen bewegten sich. »Wenn Uriel sich dem Bösen zugewandt hat, ist das Ende der Welt nahe«, erklärte er mit dumpfer Stimme. »Er kommt, um sein Volk zu strafen und die Flammen des Jüngsten Gerichts auf dem Erdball zu verteilen. Wie steht es noch in manchen Büchern geschrieben? Wenn selbst das Gute sich abwendet und dem Bösen Platz schafft, dann lasst alles im Stich und flieht...«

»Sollen wir auch weglaufen?« fragte ich.

»Es wäre vielleicht am besten«, gab der Rabbi zurück.
»Vorausgesetzt, die Frau hat recht.«

»Nein, da bin ich gegen«, sagte Suko.

»Ich ebenfalls!« meldete sich Bill. »Und du, John?«

»Wir können nicht weglaufen!« flüsterte ich. »Wenn es eine Chance gibt, das Grauen zu stoppen, dann vielleicht in den nächsten Minuten.«

»Aber Sie werden es nicht schaffen«, warnte der Rabbi. »Hat es je ein Mensch gewagt, sich einem Erzengel in den Weg zu stellen?« Er kam auf mich zu und umfasste meinen Arm in Höhe des Ellbogens.
»Reden Sie, Mr. Sinclair. Hat es ein Mensch je gewagt?«

Ich schaute nach unten in sein sorgenzerfurchtes Gesicht. »Ich weiß es nicht. Und Sie auch nicht.«

»Ja«, flüsterte er, »ich weiß es ebenfalls nicht. Aber ich kenne die Schriften. Ich habe sie nicht nur gelesen, sondern sehr genau studiert, wenn Sie verstehen. Ich hatte Zeit, ich konnte in meiner Kammer sitzen und die Schriften Wort für Wort durchgehen. Es sind sehr düstere Prophezeiungen dabei.«

»Die nicht unbedingt einzutreffen brauchen.«

Der Rabbi trat zurück. »Sie wollen keine Lehre annehmen, Mr. Sinclair«, erwiderte er enttäuscht.

Ich schüttelte den Kopf. »So dürfen Sie das nicht sehen. Wir sind es gewohnt, uns gegen die Kräfte des Bösen zu stemmen. Das heißt, wir kämpfen gegen die Hölle. Wir sorgen dafür, dass sie nicht mit der Übermacht zu-oder zurückschlagen kann, wie sie es gewohnt ist. Der Teufel hat es oft versucht, aber wir haben uns ihm nicht gebeugt. Nein, das haben wir nicht getan und werden es auch nicht tun.«

Der Rabbi war erstaunt. »Was sind Sie für Menschen? Haben Sie denn keine Furcht?«

»Doch, aber wir lernen auch, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Mrs. Conolly hat Schreckliches hinter sich. Sie kennt den Vorhof der Hölle. Sie weiß, wie es ist, wenn sich ein Mensch in den Klauen des Teufels befindet. Aber wer ist schon Asmodis, wenn ich ihn mit Luzifer vergleiche...«

Der Rabbi war zurückgetreten. Er hatte seine Hände ineinander verkrampft. Die langen Finger kamen mir vor wie Knotenstöcke. »Sie... Sie reden, als hätten Sie alles schon erlebt...«

»Das haben wir auch.«

»Ich kann Ihnen nicht glauben.«

Eine Antwort bekam er von mir nicht. Ich ging zum Fenster, denn dort hielt sich auch Suko auf. Bill hatte sich zu seiner Frau gesellt, beschützend einen Arm um sie gelegt und sprach beruhigend auf sie ein. Sheila war blass geworden. Sie wusste mehr als wir, das sah ich ihr an. Wahrscheinlich wollte sie nichts sagen, um uns nicht noch mehr zu beunruhigen. Aber ihre Träume mussten schlimm gewesen sein. Vor dem zweiten großen Fenster verhielt ich meinen Schritt und schaute hinaus in den Garten. Noch lag er friedlich da...

»Ob sich Sheila getäuscht hat?« fragte Suko.

Ich verzog die Lippen. »Es wäre schön, aber ich kann es nicht glauben. Uriel muss etwas tun.«

»Oder Luzifer.«

»Möglich.«

Wir redeten von dem obersten Höllenherrscher, als wäre es die normalste Sache der Welt, aber das war es nicht. Nur würde sich Asmodis, sein Erster Diener, wahrscheinlich nicht mit den Erzengeln abgeben. Zudem schaffte der Teufel es nicht, gegen die Macht des Kreuzes anzukommen, und das war gut so. Aber Luzifer?

»Woran denkst du, John?« fragte mich Suko.

»Vergessen wir es.« Der Park lag ruhig vor meinem Blick. Für mich war es eine trügerische Ruhe, die ihn eingebettet hielt. Ich schielte zum Himmel hoch und suchte dort den berühmten roten Schein, der ein Feuer ankündigt. Nichts war zu sehen. Hatte sich Sheila doch geirrt? Ich wäre darüber sehr erfreut gewesen, obwohl ich an einen Irrtum noch immer nicht glauben wollte.

»Es kommt Wind auf, John...«

Sukos Worte hatten meine Gedanken unterbrochen. Als ich ihn von der Seite her anschaute, hatte sein Gesicht einen harten Zug angenommen. Zudem zeigte seine Stirn ein Faltenmuster.

»Das kann wetterbedingt sein.«

»Muss aber nicht«, meinte Suko. Ich enthielt mich eines weiteren Kommentars und schaute in den Garten hinein, wo das lose Blattwerk von den kurzen, heftigen Böen in die Höhe geschaufelt wurde. Der Wind schien den Rasen reinigen zu wollen. Wir sahen die fauligen Blätter durch die Luft torkeln. Sogar unsere Höhe erreichten sie, flatterten gegen die Scheibe und blieben dort kleben. Der Sturm wurde stärker, rauschte in den Kronen der Bäume, rüttelte an den Zweigen und Ästen, drückte und peitschte sie. Gleichzeitig verdunkelte sich der Himmel noch stärker. Es lag nicht allein am Grau der Wolken, die den Himmel bedeckten, hinzu kam das andere, die gefährliche und gleichzeitig unnatürliche Dunkelheit, die allmählich über den Himmel kroch und ihm das Licht nahm.

»Das ist nicht natürlich«, sagte Suko und fügte eine Frage hinzu. »Ob wir die anderen in Sicherheit bringen sollten?«

»Zu spät.«

Hinter uns hörten wir den Rabbi. »Ja«, sagte er, »so fängt es an. Das sind die Vorboten des Verhängnisses. Der Himmel wird uns strafen, die Hölle wird lachen. Wir haben gesündigt, wir haben...«

»Hören Sie doch auf!« fuhr Bill den Rabbi an. »Wir müssen uns jetzt etwas einfallen lassen.«

Der Ansicht war ich auch, drehte mich um, während Suko weiter beobachtete und wandte mich an Sheila. »Du bist von uns praktisch die Bezugsperson«, erklärte ich. »Wie wäre es, wenn du einmal versuchtest, Einfluss auf den Engel zu nehmen.«

Sheilas Augen zuckten. »Wenn er kommt...«

»Er wird erscheinen. Ich spüre es. Zudem hat er noch mein Kreuz, das ich wiederhaben will. Versuche irgend etwas, aber stoppe ihn, Sheila. Wenn es jemand schafft, dann bist du es.«

»Ich weiß nicht...«

Bill wusste ebenfalls, was die Glocke geschlagen hatte. Deshalb nahm er seine Frau und schob sie nicht nur in meine Richtung, sondern auch auf die beiden Fenster zu. Vor der Scheibe wischte in diesem Augenblick etwas Schwarzes her. Es war ein Ast, wie uns Suko sagte. »Der Sturm reißt die Bäume auseinander«, flüsterte er noch.

Ich warf wieder einen Blick nach draußen. Jetzt hatte er sich zum Orkan gesteigert und tobte um die Mauern. Sein Heulen wurde selbst durch das dicke Gestein nur unzureichend gedämpft, und er schlug in Intervallen vor die Scheiben und toste um die Erker. Sogar starke Äste bogen sich dem Boden entgegen, als wollten sie sich vor den Gewalten verneigen. Der Sturm war die erste Gefahr. Die zweite erschien ebenfalls. Zur gleichen Zeit erkannten wir hoch über den Bäumen die Rötung des Himmels. Für mich war es keine natürliche Farbe, wie sie bei einem Sonnenauf-oder Untergang entsteht. Dieses zuckende Rot, das gleichzeitig auch Schatten zeigte, die in langen

Streifen waagerecht in die Wolken stießen, war der Vorbote des Feuers.

»Und es wird Feuer vom Himmel regnen, damit es die Erde vernichtet!« hörten wir den Rabbi flüstern. »Dann öffnen sich die Gräber. Die Toten kehren zurück, um die Macht über die Lebenden zu nehmen. Es ist das Ende, das Ende...«

Ich drehte mich um. »Hören Sie auf, bitte!« forderte ich.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Mr. Sinclair, wenn Sie zu den Gerechten gehören. Doch wehe, Sie haben auf der anderen Seite gestanden. Die ewige Verdammnis wird Ihnen sicher sein. Die ewige Verdammnis...«

Ich konzentrierte mich auf den Feuerschein am Himmel. Er loderte in seiner vollen Breite. Der Sturm toste auch weiterhin, gewaltige Windböen rüttelten an den Bäumen, und sie waren es, die das Feuer immer näher brachten.

Starr schauten Sheila, Suko und ich nach draußen. Nichts spiegelte sich in unseren Gesichtern wider. Wir suchten den Flammenengel, der sich noch im Hintergrund hielt.

»Er kommt!« flüsterte Sheila. »Ich spüre es immer deutlicher, dass er sich auf dem Weg befindet...«

Im nächsten Augenblick erlebten wir die ersten schrecklichen Folgen. Etwas rollte heran, es war gewaltig, es war schlimm, und es bestand aus einer riesigen feurigen Lohe. Wie ein Raubtier fiel es über die kahlen Bäume im Park her und zündete sie im Nu an.

Obwohl das Geäst nass und feucht war, konnte es sich dem Feuer nicht entgegenstemmen. Vor unseren Augen glühten die Stämme, Äste und Zweige auf, bevor sie zu lodernden Flammenarmen wurden und im nächsten Augenblick verbrannten. Dabei flammten sie nicht ab, wie man es hätte erwarten können, nein, die Bäume schmolzen weg. Sie glühten nur mehr für die Dauer einiger Sekunden auf, um danach zusammenzufallen und regelrecht zu zersprühen. Ein Phänomen, für

das ich keine Erklärung wusste, es aber auf die große Hitze schob. Vor unseren Augen tobte eine gewaltige Feuersbrunst, die alles, was sich ihr in den Weg stellen wollte, vernichten würde. Wir hörten den Flammensturm, das Brausen und Heulen, die Macht und die Gewalt, mit der das Feuer herangezogen wurde, uns blendete, so dass wir nur mehr das Zucken, Tanzen und Wischen der langen Feuerzungen erkennen konnten.

Es kostete uns starke Überwindung, am Fenster stehen zu bleiben, und ich musste wieder an die Worte des Rabbi denken, der von dem Ende der Welt gesprochen hatte. Fast kam es mir so vor, wenn ich in die Feuerhölle schaute. Schlimmer konnte ein Weltuntergang auch nicht sein.

Das Feuer musste eine so große Hitze besitzen, dass es auch die Mauern würde schmelzen können. Es geschah nicht. Statt dessen stoppten die Flammen vor dem Gebäude, sie hatten nur mehr die Gewächse im Garten vernichtet und schienen darauf zu lauern, was wir taten. Wir verhielten uns ruhig...

»Irgend etwas stimmt da nicht!« flüsterte mir Suko zu. »Weshalb werden wir nicht verschmort? Uriel und sein Feuer haben doch sonst keine Rücksicht genommen.«

»Ich weiß es nicht.«

Plötzlich meldete sich Sheila. Wir hörten ihre leise Stimme, und ihre bestimmt gesprochenen Worte. »Er ist da!« flüsterte sie. »Verdammt, er ist angekommen. Uriel befindet sich in den Flammen. Er wird uns holen... uns holen...« Ihre Stimme versiegte.

Hinter uns betete der Rabbi flüsternd. Bill kam herbei. Er blieb dicht bei seiner Frau stehen und legte ihr beide Hände auf die Schultern. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel. Nur sein Blick war starr auf die Scheibe gerichtet. Hatte Sheila recht?

Ja, denn auch wir bekamen den Flammenengel zu sehen. Als wären da plötzlich riesige Hände am Werk, so wurde die unruhige

Feuerwand geteilt, damit eine Gasse entstehen konnte. Eine Flammengasse, denn nur kniehoch über dem Boden loderten die Feuerfinger. Und durch diese Gasse schritt eine Gestalt. Uriel, der Flammenengel!

Ich hatte ihn zwar schon einmal gesehen, als er mir mein Kreuz nahm, doch jetzt sah ich ihn deutlicher. Rechts und links von ihm züngelten die Feuerwände. Sie waren die Begleiter auf seinem Weg zu uns. Scharf abgegrenzt kamen mir die Flammen vor, da wir die Umrisse des Engels nahezu überdeutlich sehen konnten.

Es war eine Gestalt wie aus dem Märchen. So groß wie der Eiserne, vielleicht sogar noch größer. Zwei Flügel besaß er ebenfalls, doch das interessierte mich weniger. Mein Blick war auf den Gegenstand gefallen, den er in der rechten Hand trug. Sein Flammenschwert!

Eine lange Klinge, die nur schwach zu erkennen war, weil sie von bis zum Griff reichenden Feuerlohen umtost wurde. Uriel war der Beherrscher des Feuers, das reinigen und vernichten konnte. Diese Tatsache bewies er uns, denn das Feuer zerstörte ihn nicht, es beschützte ihn und würde ihm gehorchen.

Er besaß auch ein Gesicht. Die einzelnen Züge waren nicht so genau zu erkennen, da die Flammen nicht nur Licht abgaben, sondern auch dunklere Schattenmuster. Sie und die Helligkeit überschwemmten abwechselnd die Gestalt des Engels, der seine langen Schritte weder steigerte noch verzögerte.

Es fiel mir schwer, mich von dem Anblick zu lösen, aber ich musste Sheila eine Frage stellen. »Spürst du etwas?«

»Nein.«

»Dann hast du keinen Kontakt?«

»Noch nicht.«

Das war schlecht, und so schaute ich weiter zu, wie Uriel näher kam. Er besaß mein Kreuz und ich wollte es bei ihm sehen. So sehr

ich aber schaute und forschte, mein Kruzifix entdeckte ich nicht bei ihm.

»Wir müssen weg!« flüsterte Sheila plötzlich. »Ich spüre, dass er keinen Halt machen will. Er steht unter einem anderen Einfluss. Er ist nicht mehr der, der er einmal war...«

»Wer dann?« fragte ich.

»Luzifer!« hauchte Sheila. »Das Feuer kann reinigen und zerstören. Diesmal wird es zerstören, weil der Teufel es so will...«

Uriel hob sein Schwert. Noch in der Bewegung erklang seine Stimme. Sie durchdrang die dicken Mauern, als wären sie überhaupt nicht vorhanden, und sie schallte mir in den Ohren wie dumpfes Posaunenschmettern.

»Ich weiß, dass du da bist, John Sinclair! Ich sehe dich bereits, und ich bin gekommen, um dich zu holen. Ich will dich, John Sinclair...«

Jedes einzelne Wort vernahm ich überdeutlich. Plötzlich verspürte ich die gleiche Furcht, wie sie auch der Rabbi gehabt hatte, und es fiel mir schwer, die Angst wieder zurückzudrängen. Dabei musste ich an etwas denken. »Sheila!« flüsterte ich, »du kennst ihn. Du hast mit ihm gesprochen. Er hat sich mit dir in Verbindung gesetzt. Ist es Uriel, der zu mir sprach? Ist es seine Stimme gewesen?«

»Nein, John.«

»Wessen dann?«

»Er!« stöhnte Sheila. »Er, der Böse. Dieses verdammte Schwein.« Es brach plötzlich aus ihr hervor. Sie spürte die Macht des Bösen, wankte zurück, und wäre nicht Bill da gewesen, der sie hätte abstützen können, Sheila wäre wohl gefallen.

Ich wusste, dass Sheila von Luzifer gesprochen hatte. Also hatte er die Kontrolle übernommen.

»Vorsicht John!« Wenn Suko so sprach, war Gefahr im Anmarsch. Er sprang auch schon zurück, ich tat es ihm nach und hatte richtig reagiert, denn vor uns zitterten plötzlich die beiden hohen

Sprossenfenster, bevor das Glas dem äußeren Druck nicht mehr standhalten konnte und nach innen geblasen wurde. Uns entgegen. Wir sahen die zahlreichen Splitter, die noch auf dem Weg zu uns zusammenschmolzen.

Dann kamen die Flammen. Plötzlich waren sie im Raum. Lang, gierig und grausam. Ohne den beißenden Rauch abzugeben, bewiesen sie uns, dass dieses Feuer nicht von der normalen Welt stammte, sondern aus den tiefsten Schlünden der Hölle.

Und Uriel regierte es. Er schwebte innerhalb der Brunst höher, so dass er ebenfalls durch die zerstörten Scheiben in den Raum treten konnte. Wir hörten das Schreien des Rabbi. Er konnte nicht mehr, für ihn war der Weltuntergang da. An der Tür stand er zitternd, schrie dem Engel Worte entgegen, die wir nicht verstanden und von Uriel ignoriert wurden. Es war furchtbar.

Ich sah in das zuckende Meer aus Feuer, schaute dabei auch auf die Gestalt des Engels und glaubte, das flammende Schwert schon über meinem Kopf schweben zu sehen. Es musste fallen, es musste einfach. Da griff Sheila ein. Sie hatte ihre erste Angst überwunden, sich von Bill gelöst und war auch an mir vorbeigehuscht. Vor dem Engel blieb sie stehen, der nicht zuschlug, sondern in der Bewegung verharnte.

»Ich bin es, Sheila! Du hast mich gerufen, du bist mir im Traum erschienen, um mich um Hilfe anzuflehen. Ich werde dir diese Hilfe geben. Ich gebe dir mein Leben, wenn du die anderen schonst. Du bist mein Retter gewesen, jetzt werde ich deiner sein...«

»Sheila!« Bill hatte die Worte seiner Frau ebenfalls verstanden und auch begriffen, was sie vorhatte. Auf keinen Fall durfte er so etwas zulassen. Er warf sich vor und wollte Sheila zurückziehen.

Suko war schneller. Bevor der Reporter noch den zweiten Schritt machen konnte, hatte der Chinese schon zugegriffen, ihn gepackt und herumgeschleudert, so dass Bill bis gegen die Zimmerwand fiel.

»Lass sie!« gellte Sukos Stimme.

Und Uriel gehorchte. Sein Arm mit dem Flammenschwert sank nach unten. Er winkelte ihn gleichzeitig an, so dass er uns mit der Klinge nicht treffen konnte, und ich sah es für den Bruchteil einer Sekunde auf seiner Brust kreuzförmig aufleuchten.

Sheila aber streckte ihm die Hände entgegen. »Willst du mich mitnehmen? Soll ich an deiner Seite bleiben?«

Uriel schüttelte den Kopf. Er öffnete den Mund, Worte verstanden wir nicht. Wahrscheinlich hatte er Sheila etwas sagen wollen, nun hielt er es für besser zu schweigen. Er drehte uns den Rücken zu und ging.

Als letzten Gesichtsausdruck hatte ich noch die Qual gesehen, die seine Züge zeichnete.

Dann ging er den gleichen Weg und nahm das Feuer mit. Wieder gehorchten ihm die Flammen. Wir sahen sie zusammensinken, und wir sahen auch, wie sie draußen ineinander fielen. Dann waren sie verschwunden. Und mit ihnen der Engel!

Zurück aber blieb sein Erbe. Eine alptraumhafte Landschaft innerhalb des Gartengeländes. Verbrannte Bäume, geschwärzte Stellen, ein zerstörtes Haus und entsetzte Menschen.

Sheila drehte sich wieder um. »Ich glaube, er hat auf mich gehört«, flüsterte sie...

Der Rabbi hatte Wasser geholt und es Sheila zu trinken gegeben. Er sprach kein Wort mehr, auch wir redeten nicht, denn wir mussten diesen Schock erst verdauen.

Bill stand neben mir. Wie auch ich, so rauchte er ebenfalls eine Zigarette. Ich hatte mich vor Sekunden noch mit Sir James telefonisch kurzgeschlossen und ihm mitgeteilt, dass momentan keine Gefahr bestand. Es brauchte niemand einzugreifen. Die Spuren des Brandes waren nicht zu übersehen. Im Garten hätte man einen SF-

Film drehen können, so brach vernichtet und auch kalt lag das Gelände vor unseren Blicken.

Ein paar Mal schon hatte ich mir die verkohlten Bäume angeschaut. Von ihnen waren nur mehr Stümpfe zu sehen. Die Zweige und Äste waren ebenso verglüht wie der winterlich braune Rasen. Zurück blieb verbrannte Erde...

Ich trat zu den anderen. Sheila hatte sich ein wenig erholt. Das Glas war leer. Bill nahm es ihr aus der Hand und stellte es auf einen kleinen Tisch ab.

Durch die zerstörten Fenster piff der Wind. Einige Regale mit Büchern waren ebenfalls ein Opfer des vernichtenden Feuers geworden, auch Blumenkübel sowie ein Sessel. Sonst war nichts geschehen.

»Er hat auf mich gehört, John!« hauchte Sheila. »Hast du gesehen, wie es an seiner Brust silbern leuchtete?«

»Ja, das habe ich.«

»Es ist dein Kreuz gewesen. Er hat es bei sich getragen. Nur konnte er Luzifer damit nicht abschütteln. Es ist schlimm, denn der oberste Höllenfürst greift zu immer neuen Tricks. Er will dein Kreuz vernichtet sehen. Aber er hat es nicht geschafft. Noch nicht...«

»Weshalb hast du die Aktivierungsformel nicht gesprochen?« erkundigte sich Bill.

»Eine gute Frage, aber ich traute mich nicht.«

»Wie?«

»Ich wusste nicht, auf welcher Seite Uriel steht, und ich hatte Angst, dass mein Kreuz ihn unter Umständen vernichtet.«

»John, er ist ein Gegner!« Bill schaute mich starr an und breitete die Arme aus.

»Ist er das wirklich, Bill?« fragte Sheila.

Der Reporter drehte den Kopf. »Natürlich. Er hat zerstört, er hat die Flammen geschickt.«

»Aber er hätte mehr zerstören können«, stand Suko Sheila und mir bei.

»Zum Beispiel uns.«

»Glaubt ihr das wirklich?« fragte Bill nach einer kleinen Pause.

»Ja, das glauben wir, wenn er so gewesen wäre, wie du ihn geschildert hast.«

Bill senkte nach meinen Worten den Kopf. »Dann scheine ich als einziger hier nichts zu begreifen.«

»Sieht so aus«, sagte Suko.

Sheila stand auf. Sie blickte auf das Fenster, durch dessen Öffnung der kalte Dezemberwind fuhr. Auf dem Gesicht der Frau breitete sich eine Gänsehaut aus. Es lag wahrscheinlich nicht allein an der Kälte. »Uriel kämpft«, flüsterte sie. »Er kämpft wie ein Wahnsinniger gegen sein Schicksal an. Es ist schlimm. Wirklich schlimm...«

»Wie das?« fragte Bill.

»Ich weiß, dass er sich unter der Kontrolle des obersten Höllenfürsten befindet, aber er will nicht. Er hat zahlreiche lichte Momente, wo er erkennt, was mit ihm geschah. Das ist so furchtbar. Diese seelische Zwickmühle wird er kaum überwinden können. Ich spürte es, als ich ihn ansprach. Es war nicht allein seine Antwort, die mich traf, da existierte auch noch etwas anderes. Ich kann es euch nicht erklären. Zu vergleichen möglicherweise mit einem Hauch oder einem Teil seiner Selbst, vielleicht der Seele, falls er so etwas besitzt...«

Es waren ernste Worte gewesen, und wir schwiegen in den folgenden Sekunden. Bis sich der Rabbi meldete. »Der Untergang ist noch einmal gestoppt worden«, erklärte er. »Ich weiß nun, wozu das Böse fähig ist.«

»Da sagen Sie was«, erwiderte ich. »Deshalb wird es Zeit, dass wir das Übel an der Wurzel packen.«

»Bei Luzifer selbst?« fragte der Rabbi erschreckt.

Ich lachte auf. »Es wäre schön, wenn wir das schaffen könnten, aber daran kann ich leider nicht glauben. Nein, Luzifer ist eine Institution, die ein Mensch wohl niemals zerstören kann. Aber wir können ihn besiegen und zurückwerfen, hoffe ich. Er hat selbst in das Spiel eingegriffen, was mich wiederum wundert, da er sonst seinen Vasallen, Asmodis an der Spitze, den Vortritt gelassen hat.«

»Es geht um dein Kreuz, John, und um einen seiner Urfeinde«, bemerkte Suko. »Das darfst du nicht vergessen.«

Ich nickte. »Das scheinen wohl die einzigen Dinge zu sein, die ihn aus seiner Reserve locken können.«

»Das Übel an der Wurzel packen«, erinnerte mich Suko. »Du weißt, was das bedeutet, John?«

»Sehr genau. Wir müssen zu dieser kleinen Insel.«

»Richtig.«

Beide blickten wir in die Richtung des Rabbi. Moshe Lerner hob die Schultern. »Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß. Den Namen der Insel kenne ich nicht.«

»Sie wird auch keinen haben«, folgerte ich, »da sie nicht wichtig ist, weil sie überschwemmt wird. Wie lange haben ihre Verräter dort ihr Hauptquartier eingerichtet?«

»Vielleicht seit Monaten.«

»Nicht länger.«

»Nein, es war nach der letzten Überschwemmung im Frühsommer. Da kam ja der große Regen.«

Mir fiel wieder ein, dass wir eigentlich zu spät gekommen waren. Inzwischen mussten es die drei Verräter geschafft haben, so unter Luzifers Gewalt zu stehen, dass ihnen nicht einmal Feuer etwas anhaben konnte. Vom Geist des Bösen beflügelt, entstiegen sie sogar als verbrannte Monster den zurückgelassenen Ascheresten. Aber was hatte Luzifer mit ihnen vor? Falls er sie zu etwas einsetzen wollte,

wusste dann auch Uriel Bescheid? Möglicherweise hatte er darüber mit Sheila gesprochen. Ich sprach sie darauf an.

»Nein, John, von seinen Dienern hat er mir nichts gesagt, das musst du mir glauben.«

»Leben Sie denn wirklich?« wollte der Rabbi von mir wissen. »Bitte, Mr. Sinclair, Sie haben sich doch nicht getäuscht - oder?«

»Nein, das habe ich nicht. Inspektor Suko und ich sahen, dass sich aus öliger Asche ein Mensch bildete.«

»Ich kann es nicht fassen.« Der Rabbi senkte und schüttelte den Kopf gleichzeitig. »Ich kann es wirklich nicht fassen. Sollte das Böse tatsächlich gesiegt haben?«

»Es hat nicht gesiegt!« widersprach ich hart.

»Wie können Sie das behaupten?«

»Sehen Sie sich um. Die Flammen sind gekommen, und sie haben auch zerstört, aber nicht alles. Sie hätten uns auch vernichten können, wenn Sie verstehen.«

»So sehen Sie das!«

»Ich muss es so sehen.«

Moshe Lerner atmete tief ein. Hinter seiner Stirn überschlugen sich die Gedanken. Wahrscheinlich dachte er an sein zerstörtes Haus, das er wieder richten musste. Die Kirche war noch vorhanden. Sie hatte der Feuersbrunst widerstanden. Möglicherweise waren die Flammen auch an ihr vorbeigehuscht, wir wussten es nicht.

»Ich rechne mit drei Feuerleichen, die durch London irren!« Suko kam wieder auf das Thema zurück.

»Wobei ich nur hoffe, dass sie keine Flammenspur hinterlassen«, flüsterte ich, denn diese Monstren hatten uns ihre Gefährlichkeit hinreichend bewiesen.

»Drei oder zwei«, murmelte Sheila. »Seid ihr euch sicher. Ihr habt doch eine Leiche zerstört.«

»Das stimmt, dann wären es eigentlich nur zwei.«

»Genau, John.«

»Demnach muss der Tote David Sternheim gewesen sein«, folgerte Suko. »Auch ich glaube nicht, dass der Rabbi, der zum Zeitpunkt der Explosion am Sarg gestanden hat, zu einer Feuerleiche geworden ist.«

Der Meinung schlossen sich auch Bill und Sheila an. Sie sagte noch etwas: »Ich werde euch begleiten, denn ich stehe zu Uriel in einem besonderen Verhältnis.«

Wir hatten nichts dagegen, dass sie mitgehen wollte. Der Rabbi war froh, uns loszuwerden. Zum Abschied flüsterte er: »Ich werde für euch beten, Freunde, ich werde für euch beten...«

Man hatte zwar keinen Katastrophenalarm gegeben, aber die Feuerwehren der Riesenstadt London waren einsatzbereit. Die wichtigsten Organisatoren hatten sich eingefunden, um eine Konferenz abzuhalten. Man sprach über den Fall.

Sir James war der führende Kopf. Auch Rock Dennison wurde hinzugezogen, ein Vertreter der Stadt war ebenfalls da, hinzu kam noch der Chef der Feuerwehr und der Leiter des Katastrophenschutzes. Dennison wurde gebeten, über seine Erfahrungen zu berichten. Er begann mit seinem emotionslosen Bericht, der erst engagierter wirkte, als er auf die Dinge zu sprechen kam, die ihm persönlich unerklärlich erschienen.

»Es muss ein Feuer gewesen sein, wie wir es nicht kennen, Gentlemen«, sagte er. »Mir jedenfalls ist es noch nicht untergekommen, und ich habe fast alle Brandsätze analysiert, die es gibt, darauf können Sie sich verlassen. Mir ist auch das verdamnte Napalm nicht fremd, aber hier stehe ich vor einem Rätsel.«

»Das wir bald lösen werden, dessen bin ich mir sicher«, erklärte der Superintendent.

»Wirklich?« höhnte Dennison.

Sir James warf ihm einen irritierten Blick zu. Diesen Ton konnte er nicht vertragen. »Erklären Sie Ihre Antwort mal genauer.«

»Okay, Sir, ich weiß, wie sehr Sie Ihre Leute schätzen, aber auch ein Sinclair kann keine Wunder vollbringen, glauben Sie mir. Er steht vor dem gleichen Rätsel wie wir.«

»Meinen Sie das so, wie Sie es formuliert haben?«

»Ja.«

Sir James nahm einen Schluck von seinem Magenwasser und sah die gespannten Blicke der anderen Personen auf sich gerichtet. »Ich finde, dass Mr. Dennison, seine fachliche Qualifikation in allen Ehren, ein wenig übertrieben hat. Es ist mir inzwischen sehr wohl bekannt, wie sich das Feuer, das so verheerend gewirkt hat, zusammensetzt.« Sir James holte tief Luft und legte seine Stirn über den Rändern der Brillengläser in Falten. »Meine Herren, was ich Ihnen nun mitteile, muss unter uns bleiben. Und zwar strikt unter uns. Das Feuer, über das wir diskutieren, stammt nicht von dieser Welt!«

Nach dem letzten Satz legte der Superintendent bewusst eine Pause ein, um die Reaktionen der anderen abzuwarten.

»Nicht von dieser Welt?« fragte der Vertreter des City-Bürgermeisters. Er begann zu lachen. »Aber wieso...«

»Lassen Sie es mich erklären. Ich möchte es einmal mit dem Begriff Höllenfeuer umschreiben.«

Dennison wollte als einziger anfangen zu lachen, sah jedoch in die ernsten Gesichter der anderen und hob die Schultern. Zum Zeichen, dass er sich heraushalten wollte.

»Ja, das müssten Sie uns erklären«, meinte der Feuerwehrboss und spielte mit einem Bleistift. »Es ist Feuer aus der Hölle. Geschickt worden vom Teufel. So lautet die Erklärung.«

»Und das glauben Sie, Sir?«

Dennison sah nach der Frage seines Chefs wieder Land. »Ich kann mir es nicht vorstellen.«

»Das kann wohl keiner von uns«, gab Sir James ihm recht. »Finden wir uns mit den Tatsachen ab.«

»Okay«, wandte der Feuerwehrboss wieder ein. »Wenn es Höllenfeuer ist, womit kann man es dann löschen? Vielleicht mit Weihwasser?«

»Möglich.«

»Das glaubt Ihnen keiner, Sir.«

»Dann fragen Sie Mr. Dennison, was er herausgefunden hat, als er die Trümmerreste analysieren ließ. Nichts. Er entdeckte keinen Hinweis auf irgendeinen Brandsatz. Keinen Zünder, keine chemische Verbindung, es war nichts vorhanden.«

»Das stimmt allerdings«, gab Dennison kleinlaut zu.

Sir James breitete die Arme aus. »Also habe ich recht gehabt. Und ich sage Ihnen weiter, dass wir noch mit weiteren Feuersbrünsten rechnen müssen.«

»Was tun denn Ihre Männer?« wollte der Polizeichef wissen.

»Ihr Bestes.«

»Reicht das aus?«

Sir James hob die Schultern. »Ich hoffe es für meine Leute. Ich hoffe es wirklich. Meine Leute werden Sie kaum an den Stellen finden, wo die Feuer aufgeflackert sind, denn beide versuchen, die Wurzel allen Übels abzutöten.«

»Das müsste ja dann der Teufel sein, wenn man Ihren Worten folgen sollte«, meinte Dennison. »So könnte man es sehen.«

»Eine Welt ohne Teufel ist direkt ohne Reiz!« Dennison versuchte zu spotten, sah den ärgerlichen Blick des Superintendenten und hielt lieber den Mund.

Dafür meldete sich das Telefon. Sir James saß am günstigsten, nahm ab, lauschte einige Sekunden, gab einen Kommentar und legte den Hörer wieder auf. Während des Gesprächs hatten sich Schweißperlen auf seiner Stirn gebildet, zudem war er blasser

geworden.

»Was ist los?« wurde er gefragt.

»Der nächste Brand«, erwiderte er mit leiser Stimme. »Diesmal sieht es schlimmer aus. Ein Schiff steht in Flammen, und der Wind treibt das Feuer auf den Hafen zu...«

Od Stratton war sein Leben lang von zwei Düften begleitet worden. Dem Geruch des Hafens, eine Mischung aus Brackwasser, Öl, Rauch, Fäkalien, aber auch Frische, die der Westwind vom Atlantik mitbrachte. Der zweite Geruch war der seines Gemüses. Sein Vater hatte schon Gemüse verkauft, und als der alte Stratton starb, war es für Od Ehrensache gewesen, den Laden, beziehungsweise das Schiff, zu übernehmen.

Mit ihm kurvte er durch den Hafen. Es lagen noch genug Boote vor Anker, die ebenfalls auf eine gewisse Tradition schauen konnten, und so hatten auch die neuen Besitzer die alten Angewohnheiten nicht gewechselt und kauften weiter bei Stratton ein.

Reich konnte er dabei nicht werden, aber es reichte, um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren und um sich hin und wieder eine Freundin zu halten, auch wenn er diese bezahlen musste, denn eine Frau fürs Leben hatte Stratton noch nicht gefunden. Den meisten Mädchen war er zu hässlich, und auf einem Schiff wollte heutzutage auch niemand mehr wohnen. Zudem musste man da noch hart arbeiten. Jeden Morgen fuhr Stratton zum Großmarkt und kaufte ein. Er besaß einen alten Lieferwagen, der an einer bestimmten Stelle des Hafens stand und auch nicht gestohlen wurde, denn diese verrostete Karre nahm nicht einmal ein Penner. Zudem wusste man, wem der Wagen gehörte. Stratton war halt im Hafen eine bekannte Größe. Dass er an diesem Tag gegen Nachmittag noch einmal zu den Markthallen fuhr, hätte er sich nicht träumen lassen, aber ein lukratives Geschäft winkte. Der Zahlmeister eines Großschiffes

wollte seine Provianträume auffüllen und hatte das Obst bei Od Stratton bestellt. Deshalb der Rutsch zum Markt.

Da die Ladefläche mit übereinandergestapelten Kisten vollgetürmt war, ließ er die Rückfahrt langsamer angehen. Er hatte einmal erlebt, dass ihm das ganze Zeug vom Wagen gerutscht war, und die anschließende Arbeit hatte ihm gereicht. Behutsam ging er mit dem Lenkrad um und rollte mit seiner Fracht durch die engen Gassen dem Ziel zu. Da wo die Überseeschiffe anlegten, herrschte noch emsiger Betrieb. Es wurde be- und entladen. Kräne reckten ihre gewaltigen Stahlarme wie gespenstische Gebilde in die Luft, und das bläuliche Licht der Halogenscheinwerfer schuf helle Inseln innerhalb der allmählich hereinbrechenden Dämmerung.

Od rollte vorbei. Schon bald erreichte er eine ruhigere Gegend. Hier standen die Baracken und Lagerhäuser, die gewaltigen Containerhallen, die in Fertigbauweise zusammengeschustert worden waren, und auch Gleise kreuzten sich an manchen Stellen in einer verwirrenden Vielfalt. Stratton kannte sich aus. Jeder Fleck, jeder Quadratzoll im Hafen war ihm bekannt, auch die unbeschränkten Übergänge, über die er hinweg musste. Sein Schiff dümpelte in einem Nebenbecken des Hafens. Man konnte es auch als toten Wasserarm der Themse bezeichnen. Die Lagerhäuser und großen Hallen blieben hinter ihm zurück. Einen Teil des Wegs fuhr er noch parallel zu einem Bahngleis, das auf einem Damm entlang lief und schon vor Jahren stillgelegt worden war. Die Schienen hatten längst dicken Rost angesetzt und waren von Unkraut überwuchert.

Um direkt an das Ufer des toten Themsearms zu gelangen, musste Od Stratton einen kleinen Abhang hinabfahren. Es führten schmale Pfade nach unten, die in Kurven ausliefen.

Strattons Boot war eines von vielen. Zu dieser Jahreszeit lagen sie wie kompakte Schatten über der düsteren Wasserfläche. Die Strecke zum Ufer glich einer Hindernisfahrt mit höchstem

Schwierigkeitsgrad. Sogar Stratton kam ins Schwitzen, denn so hoch war sein Wagen selten beladen gewesen. Er vernahm das Scheuern und Rutschen der Kisten, wenn sie gegeneinander stießen und verzog dabei das Gesicht, als hätte ihn die Ladung persönlich berührt.

Der rechte Scheinwerfer brachte auch nicht mehr viel Licht, der blasse Strahl hüpfte einmal nach oben, fiel wieder auf den Weg und riss zusammen mit dem anderen die bleichen, blattlosen Büsche aus der Finsternis.

Vor der letzten Linkskurve musste Od stoppen. Dabei bewegte sich die Ladung noch weiter nach vorn. Sie hatte den Bremsvorgang nicht mehr richtig überstanden, bekam einen Drall nach links, und Od hörte nur, dass einige Kisten sich selbständig machten, neben dem Wagen zu Boden fielen und dort zerbrachen.

Sein Fluch stammte aus der Seemannskiste. Dennoch fuhr er weiter. Er wollte das Zeug später wieder aufheben.

Direkt auf sein Boot führte ein Holzsteg. Davor stoppte Stratton den Wagen und stieg aus. Er atmete tief durch, nahm seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Noch jetzt zitterten ihm die Hände. Aber er hatte es geschafft. Wenn er das Obst noch zu einem überhöhten Preis verkaufen konnte, war alles wieder in Butter. Od Stratton öffnete die hintere Ladeklappe. Anschließend begann er damit, die ersten Kisten abzuladen. Obst besaß sein Gewicht, und durch das Schleppen der Kisten bekam er schon bald lange Arme. Er balancierte über den Holzsteg mit drei Kisten an Bord des Schiffes. Das Heck hatte er als Ladefläche umgebaut und auch die Reling erhöht. Gitter schützten die Ladung vor dem Kippen, und eine dicke Plane sorgte dafür, dass seine Ware nicht allzu nass wurde. Od Stratton gehörte auch zu den Leuten, die auf Sicherheit bedacht waren. Aus diesem Grunde brannte auch die Bordbeleuchtung. Das Licht des Scheinwerfers erreichte den Bug des Schiffes, und dort lauerte das Verderben.

Stratton war so mit seiner Arbeit beschäftigt, dass er die unheimliche Gestalt nicht sah. Zudem verschmolz sie fast völlig mit der Finsternis, nur wenn sie sich bewegte, war ein schmaler Schatten zu erkennen. Ansonsten sah man nichts von ihr.

Auch der Händler dachte an nichts Böses, als er es nach einer Weile endlich geschafft hatte, alle Kisten abzuladen. Das Heck lag jetzt tiefer im Wasser, mehr Ladung konnte das Boot nicht fassen. Zudem war Stratton froh, noch am gleichen Tag gefahren zu sein. Wenn ein Teil des Obstes auch nicht mehr so frisch war, das würde den Sailors nichts ausmachen. Zudem legte der Dampfer schon am gleichen Tage ab. Noch einmal ging der Händler zu seinem Lieferwagen und fuhr ihn in den Abhang hinein. Er hatte sich dort in mühevoller Arbeit ein Rechteck ausgeschaufelt, das den Maßen des Wagens entsprach. Man konnte es als Freigarage bezeichnen.

Stratton stieg aus. Er klemmte sich die Selbstgedrehte zwischen die Lippen und ging, beide Hände in den Taschen vergraben, auf sein Schiff zu. Bevor er sich zur Ruhe legte, wollte er noch einen Schluck aus der Whiskyflasche nehmen.

Von Bord schaute er über den toten Themsearm. Jenseits davon war der Himmel hell vom Widerschein der Hafenlichter. Die gesamte Nacht über würde ein stetiger Schein dort leuchten, während sich hier, wo sein Boot lag, die Dunkelheit ausbreitete.

Er ließ nur die Notbeleuchtung brennen und begab sich zum Steuerstand. Dahinter lag seine Kabine. Sie teilte sich in zwei Hälften. In einer hatte er eine Dusche einbauen lassen und auch eine Sitzwanne. Die andere Hälfte, die größere, diente ihm als Wohn-/Verkaufsraum und als Kochküche. Gleichzeitig auch als Schlafkamer.

Das Bett war in einem Regalkasten untergebracht worden, dessen Vorderseite er nur mehr aufziehen brauchte. Als er das tat, fiel ihm das Bett entgegen. Er stoppte den Fall und stellte die Liegestatt hin. Eine Frau hätte die Bettwäsche längst gewechselt gehabt, Od

interessierte das nicht so sehr. Die Flasche Whisky stand in Reichweite, als sich Od zusammen mit ihr auf der Liegestatt niederließ. Er entkorkte die Flasche und nahm zufrieden den ersten Schluck. Dann den zweiten, und als er sich den dritten gönnen wollte, sah er die Gestalt. Sie stand auf dem Deck, und zwar direkt vor dem Ruderhaus, so dass er sie auch durch die schmutzige Scheibe erkennen konnte. Od Stratton hielt die Flasche in der Hand. Langsam sank sein Arm nach unten, denn die Gestalt, die sich ihm präsentierte, kam ihm nicht ganz geheuer vor. Sie war dunkel. Okay, das konnte auch an der Beleuchtung draußen liegen, aber so ohne jegliche helle Flecken kam sie Od Stratton schon sehr seltsam vor. Er stand auf.

Leichter Schwindel erfasste ihn. Jetzt ärgerte er sich darüber, dass er einen zu großen Schluck genommen hatte und er zunächst einmal das Gleichgewicht finden musste.

Als nächstes fand er seine Waffe. Es war ein Stahlrohr mit Stacheln, die aus der oberen Hälfte spitz hervorstachen. So manches Mal hatte sich Stratton damit Respekt verschafft, das wollte er auch jetzt wieder. Die Gestalt hatte sich noch nicht gerührt, auch als sich Stratton duckte, durch die Tür schritt und seine Kabine verließ. Er drehte sich nach links, um auf das Deck zu gelangen und den schmalen Niedergang hochzugehen, der praktisch am Bug des Schiffes, wo auch der Fremde stand, auslief.

Und der erwartete ihn.

Od kam näher. Zuerst war es sein Schatten, der über die Planken fiel, dann erschien er selbst und hielt die Schlagwaffe in der Rechten. Der Arm war halb erhoben, und die Augen hatte Od weit aufgerissen, damit er auch nur alles erkennen konnte.

Auf leisen Sohlen bewegte er sich voran. Nur das Glucksen des Wassers war zu hören, als es gegen die Bordwände seines Kahns klatschte. Hinzu kamen die fernen Geräusche von den Piers, wo auch

in der Nacht noch geschuftet wurde.

Die Gestalt rührte sich nicht. Sie stand stumm da und wartete auf den Eigner des Schiffes. Stratton richtete sich auf. »Okay, Freund, jetzt nimm die Maske ab und sage mir, wer du bist!«

Er bekam keine Antwort. »Los, rede!«

Der Unbekannte sprach noch immer nicht. Dafür tat er etwas anderes. Mit einem plötzlichen Ruck deutete er seine Absicht an und setzte sich in Bewegung. Dabei schlenkerte er mit den Armen, kam auf Stratton zu, der nicht zur Seite wich und statt dessen zuschlug. Er war sonst kein Schläger und wusste auch von der Gefährlichkeit der Waffe, die tödliche Verletzungen hinterlassen konnte. Deshalb hatte er bei seinem Hieb auch nicht auf den Kopf, sondern auf die Schulter gezielt, und er vernahm das dumpfe Geräusch, als das Rohr traf.

Ihm kam es vor, als hätte er eine weiche Teermasse getroffen. Da kam die Linke des anderen. Und mit ihm der Feuerstrahl...

»Aaaahhh...« Greller als Od Stratton konnte kein Mensch schreien. Vom Feuer erwischt, taumelte er zurück und hatte das Gefühl, in zwei Hälften geteilt zu werden. Aus dem Körper der Gestalt war die Flamme geschossen, die ihn so hart erwischt hatte.

Als er an sich herabschaute, wollten ihm die Augen fast aus den Höhlen quellen! Er brannte!

Panik und Todesangst überfluteten ihn gleichzeitig, wobei er seltsamerweise klar und nüchtern denken konnte und sich eingestand, dass es für ihn nur noch eine Chance gab, mit dem Leben davonzukommen. Er musste über Bord ins kalte Wasser springen. An der Seite, wo er sich befand, ging das nicht, denn das war die Landseite. Also nach Backbord!

Wie ein Betrunkener taumelte er über das Deck. Die Schmerzen rasten so stark durch seinen Körper, dass er sich nicht mehr zurecht fand, den Niedergang hinunterfiel und brennend über die Stufen in die Kabine und den Steuerstand rollte.

Das Feuer war da. Und das Feuer wollte nicht vergehen. Im Gegenteil, es breitete sich plötzlich aus.

Als Od Stratton starb, verpuffte er gleichzeitig mit den hochzischenden Flammen, die wolkenartig gegen das Dach der Kabine fauchten, sich dort ausbreiteten und damit begannen, all das zu verglühen und zu verbrennen, was sich in ihrer unmittelbaren Reichweite befand. Dass Stratton noch am Morgen den Tank des Schiffes hatte füllen lassen, war für ihn als Toten uninteressant geworden. Nicht aber für die Ausbreitung des Feuers, denn als Minuten später der Tank in die Luft flog und das Schiff auseinander riss, war plötzlich die Hölle los.

Über diesen abgeschiedenen Teil des Hafens brach das Inferno mit elementarer Wucht herein. Nicht nur ein Schiff geriet in Brand, gleich drei, vier andere fackelten ab, und auch ihre Tanks, die zum Teil randvoll waren, platzten auseinander, so dass das brennende Benzin hoch in den nachtschwarzen Himmel geschleudert wurde.

Es brannte nicht nur auf der dunklen Wasseroberfläche weiter, die es gespenstisch erhellte, auch an Land flackerten die ersten Brände auf und setzten die Büsche in Brand. Blitzartig verteilten sich die Flammen und huschten als feurige, zitternde Wand die Böschung hoch, während weitere Schiffe unter lauten Explosionsgeräuschen zerrissen wurden. Zwei schwarze, unheimliche Gestalten aber bewegten sich mitten in der Flammenhölle weiter. Sie hatten die erste Spur gelegt. Ihr Auftrag hieß, London brennen zu lassen.

Irgendwann blieben die Flammen hinter ihnen zurück. Sie sahen noch das schaurige Muster am Himmel, das gewaltige, geisterhafte, tanzende Spiel aus hellem Widerschein und düsteren Schatten, aber das störte sie nicht. Sie mussten zusehen, dass sie ihr eigentliches Ziel erreichten, wo man sie sehnsüchtig erwartete...

Auch wir hatten unser Ziel.

Es war die gewisse Insel, über die man uns berichtet hatte. Auf einer Spezialkarte hatten wir den Weg der Themse verfolgt und wussten jetzt, wo die Insel lag.

Da wir so rasch wie möglich hinfahren mussten, entschieden wir uns für den Bentley. Er ›lebte‹ noch. Es war Zufall gewesen, dass ich ihn so geparkt hatte, dass er dem Feuer nicht im Wege stand. Die Flammen hatten ihren Bereich um ihn herum gefunden.

Wir fuhren den gleichen Weg wieder zurück, den wir auch gekommen waren, und hatten ihn kaum verlassen, als im Licht der beiden Scheinwerfer die Gestalten erschienen. Es waren die in der Nähe lebenden Menschen. Natürlich war der Feuerschein von ihnen auch bemerkt worden. Sie stellten sich uns in den Weg, winkten, so dass ich stoppen musste.

Die Fragen prasselten auf uns nieder. Wir gaben Antworten, so gut wir konnten und erklärten auch, dass nichts weiter geschehen war.

»Aber das Haus des Rabbi«, sagte jemand.

»Steht noch«, meinte Bill Conolly. »Es ist nur ein wenig angekratzt. Und jetzt gebt den Weg frei, Herrschaften! Alles andere wird euch der Rabbi erzählen.« Sie taten es nur unwillig. Ich rollte langsam an und ließ die Anwohner hinter uns zurück.

»Großer Gott, das haben wir hinter uns!« flüsterte Bill, wobei er sich neben Sheila in die Fondpolster drückte. »Hast du mal eine Zigarette, John?«

Ich warf ihm das Päckchen rüber. Bill rauchte und hielt mit der freien Hand Sheilas Finger umfasst. Ich hörte die beiden miteinander flüstern, verstand aber nicht, was sie sich sagten.

Ich hatte auch daran gedacht, mich noch einmal mit Sir James in Verbindung zu setzen, es dann bleiben lassen, denn wir wollten unbelastet unserem Ziel entgegenfahren.

Dennoch wurden wir an das Feuer erinnert.

Es war das schwache Heulen der Sirenen, deren Klang wir in der

Ferne vernahmen. Da es außer mir auch Suko und Bill vernommen hatten, glaubte keiner von uns an eine Täuschung.

Ich hielt den Bentley an und ließ die Seitenscheiben nach unten fahren. Jetzt hörten wir es deutlicher. Und von allen Seiten. Wir saßen wie angewachsen in dem Silbergrauen und hatten bleiche Gesichter bekommen.

»Das ist ein Großalarm!« flüsterte Sheila.

Mir rann es kalt, über den Rücken. In meinen Gesichtszügen stand die Angst. Ich sah mich selbst, als ich in den Innenspiegel schaute.

»Willst du nicht doch?« fragte Suko und deutete auf das Telefon. Ich nickte, hob den Hörer ab und tippte sehr schnell die Rufnummer ein. Im Büro meldete sich Glenda. Ihre Stimme zitterte bereits, als sie ihren Namen sagte.

»Ich bin es.«

»John!« Sie schrie förmlich auf. Ich hielt den Hörer unwillkürlich ein Stück vom Ohr entfernt.

»Was ist geschehen?«

Glenda schluckte und schluchzte in einem vor ihrer Antwort. »Die Katastrophe ist eingetreten, John. Man hat es nicht verhindern können...«

»Was hat man nicht verhindern können? Rede, Mädchen!«

»Den Großbrand.«

»Okay, und wo?«

»Im Hafen...«

Nach dieser Erwiderung wurde selbst ich still und spürte, dass sich die Gänsehaut auf meinem Rücken verstärkte. Ausgerechnet der Hafen. Das schwache Glied in der Kette. Was dort alles an brennbarem und explosivem Material lagerte, war kaum zu ermessen. Wenn die Flammen es schafften, die Container zu zerschmelzen, das traute ich ihnen nach allen Erfahrungen zu, konnte die Riesenstadt London dem Untergang geweiht sein.

»Du sagst ja nichts, John!« vernahmen wir die dünne Stimme der Glenda Perkins.

Was sollte ich sagen? Ich musste zunächst meine Gefühle unter Kontrolle bekommen. »Was ist mit Sir James?«

»Am Brandort. Sämtliche Feuerwehren sind alarmiert worden. Auch die Mitglieder des Katastrophenschutzes. Die Polizei ebenfalls. Man versucht abzusperren, was eben noch menschenmöglich ist. Ich höre nur mehr Sirenen in Richtung Hafen fahren.«

»Wir auch. Hat Sir James noch etwas von uns gesagt?«

»Nein, aber er setzt die Hoffnungen auf euch. Wenn ihr die Bestien oder den Flammenengel stoppt, bricht vielleicht auch das Feuer zusammen.«

»Wir wollen es hoffen«, flüsterte ich und erklärte Glenda noch unser Fahrziel.

»Was wollt ihr dort?« fragte sie.

»Feuer löschen«, erwiderte ich zum Abschied. Es klang verdammt sarkastisch, mir war in diesem Augenblick nichts anderes eingefallen. Unser nächstes Ziel war Greenwich, aber noch befanden wir uns in London und mussten erst den östlichen Straßenring überqueren. Danach verbreiterte sich die Themse, da sie bereits in Richtung Mündung lief. Ich gab wieder Gas. Meine Freunde sagten nichts. Aber ihre Gedanken waren ebenso trübe wie die meinen...

Der Himmel war zu einer einzigen Fackel geworden, und die Gesichter der Menschen wirkten bleich wie die von Toten.

Bisher hatte das gewaltige Feuer acht Schiffe zerrissen und ihre Einzelteile gegen den Nachthimmel geblasen. Danach hatten sich die Flammen zwar ausbreiten können, aber sie waren noch nicht bis an die großen Lagerhallen gelangt, obwohl der Wind sie ausgerechnet in diese Richtung wehte.

Man hatte alles mobil gemacht. Nicht nur der städtische Katastrophenschutz war einsatzbereit, auch die Besitzer der Lagerhallen waren herausgefunden und aus den Betten geholt worden, damit sie dafür Sorge trugen, dass die Lager leergeräumt wurden. Da nicht alle Arbeiter und Angestellten sofort greifbar waren, halfen die Polizisten mit, um die schweren Container oder Kisten aus den Hallen zu schaffen. Ständig rollten die Gabelstapler hin und her. Sie waren bepackt bis an die Grenzen ihrer Kapazität, und noch immer war ein Ende der Entladung nicht abzusehen. Es war sogar davon gesprochen worden, die Armee einzusetzen, und man hatte schon entsprechende Befehle gegeben.

Auch war so etwas wie eine Einsatzzentrale aus dem Boden gestampft worden. Ein großer Kastenwagen stand direkt an der Absperrung. In ihm hielten sich einige Techniker auf, die für die Funkverbindung sorgten, dann die Chefs und auch Sir James.

Rock Dennison kam mit rußverschmiertem Gesicht in den Wagen. Er trug einen gelben Helm, streifte ihn vom Kopf und schmetterte ihn auf den Boden. »Verdammt, noch mal, wir kriegen die Flammen nicht unter Kontrolle. Nicht mit Wasser, nicht mit chemischen Mitteln!«

»Stimmt das wirklich?« fragte der oberste Brandmeister.

»Glauben Sie denn, ich würde mit diesen Dingen meine Scherze treiben?« schrie Dennison. »Es ist nichts zu machen. Was wir auch versucht haben, es war ein Schlag ins Wasser.«

»Ich sagte es Ihnen schon«, meldete sich Sir James, »es ist...«

»Scheiße!« schrie Dennison. »Ich weiß, Höllenfeuer. Aber damit können Sie mir nicht kommen. Das glaubt Ihnen keiner.«

»Nehmen Sie es trotzdem hin.«

Dennison lehnte sich neben der offenen Tür gegen die Wand und verdrehte die Augen. »Verdammt!« keuchte er. »Ich bin am Ende. Ich bin einfach am Ende. Versteht ihr?«

»Sie müssen weitermachen«, erklärte sein Chef.

»Und wie?«

»Sorgen Sie wenigstens dafür, dass sich dieses verfluchte Feuer nicht weiter ausbreiten kann.«

Dennison begann schrill zu lachen. »Können Sie mir das vormachen? Wenn ja, bin ich gerne bereit, Ihnen zu folgen. Aber wir kriegen das Feuer nicht unter Kontrolle. Die Flammen schlagen über...«

»Wie?«

»So!« Dennison bewegte die Arme und zeichnete mit den Händen rollende Bewegungen in die Luft. »Es gibt keine Hindernisse für sie. Ich habe das Gefühl, als würden sie von einer teuflischen Kraft immer vorangetrieben. Immer weiter. Bis zum verdammt bitteren Ende.«

»Dann gibt es wohl keine Rettung.«

»Ich sehe keine«, erwiderte Rock Dennison auf die Frage seines Chefs.

»Ich hatte Sie gewarnt!« erklärte Sir James. »Ich hatte Ihnen gesagt, wie es um das Feuer steht. Aus diesem Grunde betone ich noch einmal, dass wir die Flammen mit anderen Mitteln bekämpfen...«

»Weihwasser?« rief Dennison.

»Werden Sie nicht albern!« sagte Sir James scharf, und Dennison hob die Schultern. »Ich weiß ja, dass Sie zwei Supermänner im Einsatz haben, aber die bringen es auch nicht.«

»Noch haben wir nicht den gegenteiligen Beweis davon bekommen.«

Das Telefon schlug an. Jemand hob ab, und winkte Sir James zu. »Ihre Sekretärin.«

Der Superintendent nahm den Hörer. »Ja, Glenda, was ist?«

»John Sinclair hat sich gemeldet, Sir...« Glenda berichtete, was sie erfahren hatte.

»Wo? Zu einer Insel?«

»Ja, sie werden alles versuchen. Bill und Sheila Conolly sind auch noch dabei.«

»Hoffen wir, dass es glatt geht«, wünschte der Superintendent und legte auf.

»Neuigkeiten?« fragte der Polizeichef.

»Nein und ja. Meine Männer sind dabei, in das magische Zentrum vorzustößen. Drücken wir ihnen die Daumen, dass sie damit Erfolg haben werden.« Die Stimme des hohen Polizeioffiziers klang bei den letzten Worten nicht mehr optimistisch...

London blieb hinter uns zurück. Und damit auch das Feuer, die Sirenen und die Angst.

Und wir blieben auf einer alten Uferstraße, die früher mal ein Leinpfad gewesen war. Wer hier fuhr, war es selbst schuld, denn die mit Schlaglöchern übersäte Straße wurde kaum noch benutzt, es sei denn von Liebespaaren, die die Einsamkeit für ihr trautes Schäferstündchen suchten.

Liebespaare störten wir nicht, auch keine Schiffer, denn der Fluss war an diesem Abend so gut wie leer. Hin und wieder fuhr ein Boot vorbei, ansonsten begleitete uns nur das dunkle, schmatzende und gurgelnde Wasser. Manchmal lag ein Boot am Ufer. Meist alte Kähne, in denen Jugendliche alternativ wohnten.

Das Feuer musste sich noch weiter ausgebreitet haben. Im Rückspiegel sah ich nicht allein den dunkelgrauen Himmel, sondern auch den rötlichen Schein, der sich in die finstere Farbe mischte und sie an einigen Stellen sogar überdeckte.

Ein brennendes London! Das war für mich der Alptraum. Eine Stadt, die unterging, die dem Tod geweiht war. Apokalypse in Reinkultur. Schon einmal hatte ich etwas Ähnliches erlebt, war durch ein London gegangen, das zerstört und voller Leichen gewesen war.

Das lag lange zurück, und es hatte zum Glück nicht den Tatsachen entsprochen, war nur eine Vision des Schreckens gewesen, ausgelöst durch eine mächtige Magie [\[3\]](#).

Aber das hier war keine Vision. Es entsprach den Tatsachen. London würde brennen, wenn es uns nicht gelang, den Flammenengel und seinen Beherrscher Luzifer zu stoppen.

Ich dachte darüber nach, wer das Feuer gelegt haben konnte. Wahrscheinlich die beiden Flammenleichen, von denen wir auch bisher keine Spur entdeckt hatten. Sie waren uns nicht entgegengekommen, und ich fragte mich, ob sie sich wirklich dorthin orientieren wollten, wo das Versteck lag, das uns der Rabbi mitgeteilt hatte. Der Bentley schüttelte sich manchmal, als wollte er dagegen protestieren, dass wir mit ihm so hart umgingen. Es lag nicht an uns, nur an dieser verfluchten Wegstrecke, die zudem mit gewaltigen Querrinnen gespickt war.

Vor uns hüpfte der Scheinwerferteppich auf und nieder. Fahle Büsche sahen aus wie grinsende, mehrarmige Gespenster. Der dunkle Himmel gab sich wolkenbedeckt. Kaum ein Stern funkelte, der Mond war überhaupt nicht zu sehen, und die Böschung an der rechten Seite wirkte so, als wollte sie uns jeden Augenblick erdrücken. Wir befanden uns auf einer stummen, geisterhaften Fahrt in eine Gegend hinein, die ich nicht kannte, und ich hoffte, dass wir die verdammte Insel sehr schnell finden würden.

Greenwich lag hinter uns. Für eine kurze Strecke war der Untergrund besser geworden, danach schluckten uns feuchte Uferwiesen, und die Reifen wühlten sich nur mit großer Mühe frei, wenn wir über besonders weiche Stellen rollten.

Manchmal hatte ich das Gefühl, als wäre die Themse zu einem See geworden. So breit kam sie mir vor, wenn ich einen Blick, an Suko vorbei, nach links warf.

Suko saß wie so oft schon neben mir, hatte die Leselampe

eingeschaltet und den feinen Strahl auf die Karte gerichtet, damit er unseren Weg verfolgen konnte. »Die ersten Inseln müssten gleich erscheinen«, erklärte er.

»Hoffentlich sehen wir sie auch!« meldete sich der Reporter Bill Conolly aus dem Fond.

»Das wird ein Problem«, gab Suko zu. Wir sahen sie zum Glück. Sie erhoben sich wie flache Buckel aus dem Wasser, aber sie waren unserer Ansicht nach zu klein, um einige Personen dort leben lassen zu können.

»Weiter«, sagte Suko. Nach ungefähr zehn Minuten Fahrt bat er mich, einmal anzuhalten. Als der Wagen stand, öffnete Suko den Sicherheitsgurt und stieg aus. Ich schaltete die Scheinwerfer aus. Falls wir das Glück gehabt hatten und bisher noch nicht gesehen worden waren, so wollte ich auch jetzt noch die Deckung der Dunkelheit ausnutzen.

Suko verschmolz mit der Dunkelheit. Die Karte hatte er mitgenommen. Ich drehte mich auf meinem Sitz zu den beiden Conollys hin und schaute in Sheilas fragende Augen. »Was hast du?«

»Wie mag es wohl jetzt in London aussehen?« flüsterte sie. Selbst bei dieser Beleuchtung entdeckte ich die Gänsehaut auf ihrem Gesicht.

»Daran will ich nicht denken.«

»Ob die Feuerwehr es schafft?«

»Sheila, ich bin kein Pessimist, sondern Realist. Und als real denkender Mensch muss ich dir leider mitteilen, dass ich nicht daran glaube, dass es den Menschen gelingt, das Feuer unter ihre Kontrolle zu bekommen. Wer kann schon gegen die schrecklichen Größen aus der Hölle gewinnen?«

»Ja, leider.«

Suko kam wieder zurück. Er lief geduckt, zog den Wagenschlag auf, stieg aber nicht ein, sondern streckte nur den Kopf in das Innere. »Ich

glaube, wir sind richtig.«

»Hast du die Insel entdeckt?« fragte Bill.

»Ich bin mir sogar sicher.«

Wir stiegen aus. Der Geruch des Wassers lag auch über den Uferregionen. Ich kannte diesen Gestank, der sich im Sommer bei heißem und schwülen Wetter noch mehr verdichtete.

Bis zum Flussufer waren es ungefähr zwanzig Schritte. Wir gingen über einen sehr weichen Grasboden, der dunkle Flecken zeigte, denn so kamen uns die Regenpfützen vor.

Die Wellen liefen aus, schwemmten auch in schmale Rinnen hinein, die wie lange Zungen in die Uferregion zu beiden Seiten des Flusses hineinragten. Suko hatte die Karte mit der linken Hand festgehalten. Mit der rechten deutete er über das schnell fließende Wasser auf den größten Buckel im Fluss.

»Das muss die Insel sein.«

Wir gruppierten uns um den Inspektor, damit wir das Bild auf der Karte mit dem Original vergleichen konnten. Ja, es kam ungefähr hin.

»Aber verdammt weit vom Ufer weg«, bemerkte Bill.

»Nasse Füße werden wir uns schon holen.« Suko faltete die Karte zusammen. »Kommt, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

Der Ansicht war ich ebenfalls, und so marschierten wir auf unser Ziel los. Schon bald versanken wir bis zu den Knöcheln im Uferschlamm, der allerdings von anrollenden Wellen weggespült wurde, so dass wir später nur die Kälte des Wassers spürten.

Suko hatte die Führung übernommen. Ich schaute auf seinen breiten Rücken, der plötzlich zusammenzufallen schien, denn mein Freund war in eine heimtückische Rinne getreten.

»Gebt acht!« rief der Inspektor über die Schulter zu uns zurück. »Mir reicht es jetzt schon.« Er zog das Bein wieder hervor und war noch mehr auf der Hut.

Diese Insel war weiter entfernt, als wir es uns ausgerechnet hatten.

Querlaufende Wellen störten uns, zudem hörte der sehr flache Uferbereich auf, so dass wir schon bis zu den Knien im Wasser standen. Sheila beschwerte sich auch. Sie fror. Bill hatte die Arme um seine Frau gelegt, damit er sie wenigstens ein wenig wärmen konnte.

»Woran ist dieser David Goldberg eigentlich gestorben?« vernahm ich die Frage des Reporters.

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht war es kein normaler Tod, denn das Feuer flammte ja erst nach seinem Ableben auf.«

»Was heißt kein normaler Tod?« erkundigte sich Sheila.

»Er kann ja auf der anderen Seite gestanden und nicht richtig pariert haben.«

»Denkst du an eine magische Rache?«

»Ja.«

Ich hörte den Dialog der beiden zu und hielt mich raus. Sheila und Bill wechselten nur flüsternde Worte. Wir wollten unseren Gegnern nicht unbedingt jetzt schon zu erkennen geben, wo wir uns befanden, falls sie uns nicht schon gesehen hatten.

Die Insel wurde allmählich größer. Sie nahm mein Blickfeld ein. Man konnte sie als relativ lang bezeichnen, dafür weniger breit. Da sie ein Hindernis im Strömungsfluss darstellte, wurde sie zu beiden Seiten vom Wasser umgurgelt. Schaumig lief es an den Ufern der Insel entlang. Ich warf einen Blick nach Westen, wo die Riesenstadt London lag. Dort herrschte eine trügerische Ruhe. Auch den roten Schein entdeckte ich nicht am nachtdunklen Himmel. Ich hoffte inständig, dass sich der gewaltige Brand nicht noch weiter ausgebreitet hatte. Suko geriet im hüfthohen Wasser als erster in den Uferbereich. Er musste sich gegen die Strömung anstemmen, die ihn nach rechts wegdrücken wollte. Unser Freund schaffte es, auch ich hatte bald zu kämpfen und hielt mich an den Zweigen eines dem

Wasser entgegengebogenen Busches fest. Mit beiden Händen fasste ich zu, während Suko schon auf dem Trockenen stand und die Beine heftig bewegte. Es war auch verdammt kalt. Ich hatte das Gefühl bekommen, überhaupt keine Füße mehr zu besitzen, trampelte auf und nieder und schlug die Arme gegen meinen Körper.

Suko und ich halfen gemeinsam mit, Sheila an Land zu schaffen. Bill packte die Sache allein. Wir kamen uns vor wie Piraten, die mitten in der Nacht eine Insel überfallen hatten.

Als wir nebeneinander standen und um die Wette zitterten, spürten wir auch den kalten Wind, der gegen unsere Körper wehte und vor allen Dingen in der nassen unteren Hälfte beißend war.

»Nie mehr steige ich freiwillig in die Themse!« beschwerte sich der Reporter.

»Wenn das Feuer kommt, wird dir schon wieder warm!« erwiderte ich sarkastisch.

»Witzbold.«

Wir standen auf weichem Boden. Vor uns wuchs dichtes Buschwerk, das uns eine relativ gute Deckung gab. Wenn sich jemand auf der Insel versteckt hielt, würde er es schwer haben, uns zu sehen. Wir blieben noch einige Zeit stehen, bewegten uns auf der Stelle und sorgten dafür, dass der Kreislauf wieder richtig in Schwung kam.

»Können wir?« fragte ich.

Suko war schon startbereit und hatte die Zweige des Busches zur Seite geschoben. Der Gürtel war ziemlich dicht. Wir halfen uns gegenseitig, ihn zu durchqueren. Dabei mussten wir zudem auf umherliegendes Treibgut achten, dass bei Hochwasser angeschwemmt worden war. Von leeren Bleheimern bis zu Glas und Tonscherben war alles vorhanden, das uns gefährlich werden konnte.

So etwas sah nach einem Umweltskandal aus. Zur Inselmitte hin

stieg das Gelände ein wenig an, und der Bewuchs wurde auch niedriger, so dass wir nur mehr Bodendecker sahen. Pflanzen, die das Gras kaum überragten.

Wir bewegten uns sehr vorsichtig und nach allen Seiten sichernd, um vor unliebsamen Überraschungen geschützt zu sein. Doch es war niemand da, der uns angriff. Befanden wir uns etwa allein auf der Insel? Alles wies darauf hin.

In der Mitte trafen wir wieder zusammen, schauten über das kleine Eiland hinweg und auf das schwarze Wasser der Themse, das uns schmatzend umspülte.

Suko hob die Schultern.

»Jetzt sag nur, das ist die falsche Insel!« beschwerte sich Bill.
»Dann beiß ich aber ins Gras.«

»Keine falschen Versprechungen«, konterte der Inspektor. »Du weißt doch, auch ein Vegetarier beißt nicht gerne ins Gras.«

Wir grinsten. Sukos Antwort hatte bewiesen, dass uns der Humor nicht verlassen hatte.

»Wir sind richtig!« Sheila hatte dies festgestellt. Nach ihren Worten wurde sie von uns überrascht angeschaut.

»Woher weißt du das?« fragte ich.

Sie drehte mir ihr Gesicht zu. Die Gänsehaut kam wahrscheinlich daher, dass sie fror. »John, ich habe das im Gefühl. Du weißt genau, dass ich zu diesem Engel ein besonderes Verhältnis habe. Ich spüre, dass er hier gewesen ist und seine Spuren hinterlassen hat.«

»Wo denn?« Da hob Sheila die Schultern.

»Am besten wäre es, die Insel noch einmal ganz genau zu untersuchen«, schlug Suko vor.

»Aber wo willst du was finden?« fragte Bill. Mit beiden Armen deutete er dabei in die Runde.

Suko zeigte mit der Daumenspitze zu Boden. »Wenn wir oberhalb nichts entdecken, vielleicht unten.«

»In der Erde also?«

»Richtig, Bill.«

Der Reporter grinste. »Und wie, bitte schön, willst du das anstellen, ohne Spaten oder Schaufel?«

»Kann ja sein, dass uns schon jemand zuvorgekommen ist«, bemerkte Suko. Bill schwieg.

Ich nahm Sukos letzte Bemerkung auf. »Die Idee ist gar nicht schlecht. Wenn sich drei Männer auf eine Insel zurückziehen, werden sie dafür gesorgt haben, dass man sie nicht zu schnell entdeckt. Das kann so ähnlich sein, wie bei dem Fall mit dem Hünengrab. Da konnte ich ebenfalls in den Hügel hineinsteigen.« [\[4\]](#)

Bill nickte. »Ich bin dabei und sage nichts. Suchen wir nach einem Einstieg.«

»Und nach zwei Feuerleichen«, fügte Sheila noch hinzu. »Die haben wir ganz vergessen.«

In der Tat hatte sie mit ihrer Bemerkung einen schwachen Punkt in unserer Rechnung getroffen. In London brannte es. Stellte sich die Frage, ob die Verursacher der Brände in der Stadt geblieben waren oder sich hier auf die Insel zurückgezogen hatten.

Ich wandte mich an Sheila. »Mit ihnen kannst du nicht zufällig in Kontakt kommen - oder?«

»Nein, John, das geht nur mit...« Sie hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, ob Uriel auf mich hört und mir folgen wird. Er steht ja zwischen den Fronten, ist einmal negativ beeinflusst und dann wieder, wenn er lichte Momente hat, positiv, so wie er eigentlich sein sollte. Das ist alles nicht einfach.«

Das konnten wir ihr nachfühlen. »Jedenfalls möchte ich den Schädel oder die Figur Luzifers sehen«, sagte Bill.

»Und dann?« fragte ich.

Der Reporter ballte die Hand zur Faust. »Hämmere ich den entzwei, verdammt.«

So wie in Bills Innern sah es bei uns ebenfalls aus. Wir standen hier, wussten von der Gefahr, die sich über London zusammenbraute und kamen trotzdem nicht weiter. Uns war allerdings aufgefallen, dass die kleine Insel an ihrer östlichen Begrenzung einen dichterem Bewuchs zeigte als an den übrigen Teilen. Da wollten wir mit der Suche beginnen.

»Auf jeden Fall zusammenbleiben«, sagte ich. »Diese Feuerleichen sind verdammt heimtückisch.«

Keiner der Freunde hatte etwas gegen meinen Vorschlag einzuwenden. Vorsichtig gingen wir zu der Stelle, die wir uns ausgesucht hatten. Unsere Schritte waren kaum zu hören. Der Untergrund dämpfte sie fast bis zur Lautlosigkeit. Hin und wieder blieben an besonders weichen und feuchten Stellen Abdrücke zurück, in denen sich das Wasser sammelte. Das harte Gras schabte über unsere nassen Schuhe.

Ich fühlte, dass trotz der angeblichen Leere irgend etwas auf uns lauerte. Diese kleine Insel barg eine große Gefahr, dessen war ich mir sicher.

Suko und ich gingen nebeneinander. Wir hatten beide unsere kleinen Lampen hervorgeholt und leuchteten das dichte Buschwerk an, in das vom Wasser her auch sperriges Schilf hineinwuchs. Die Enden der schmalen, hellen Lichtlanzen tanzten wie winzige, geisterhafte Geschöpfe über das Buschwerk hinweg, und wir entdeckten auch so etwas wie einen schmalen Pfad, über den jemand gegangen war.

Wieder ein Hinweis darauf, dass die Insel nicht unbewohnt war. Suko hatte sich gebückt. Er untersuchte die Spur genauer. Nickend kam er in die Höhe.

»Die Insel hatte vor nicht allzu langer Zeit Besuch«, meldete er. »Das Gras hat sich noch nicht wieder aufgerichtet.«

»Und?« fragte ich.

»Ich glaube, sie lauern in den Büschen.«

Bill und Sheila hatten die Worte des Chinesen ebenfalls vernommen.

»Dann lasst uns nachschauen.«

»Abwarten«, sagte ich. Eile war nicht gut. Jeder Schritt musste überlegt sein, und ich schlug vor, dass uns Bill Conolly und Sheila den Rücken deckten. Sie waren einverstanden.

Ich blieb stehen, während Suko die Vorhut markierte und den dichten Wall der sperrigen Zweige durchbrach. Er nahm dabei die Hände und die Füße zu Hilfe, beugte den Oberkörper vor, um einen besseren Blick zu haben, und wir hörten ihn durch die Zähne pfeifen.

»Was ist denn?«

»Verdammt, John, wir haben Glück.«

»Wieso?«

»Komm.«

»Wir auch?« fragte Sheila.

»Ja.«

Suko hatte uns den Weg schon präpariert. Über die zerknickten Zweige gingen wir hinweg, spürten unter unseren Füßen die härtere Erde und sahen den Chinesen auf einer kleinen Lichtung stehen, die sich inmitten des Ufergebüschs befand. Die Lichtung war von Menschenhand erstellt worden. Man hatte den Bewuchs weggerodet, so dass wir freie Sicht auf eine kleine Hütte bekamen, die jemand gebaut hatte. Sie war aus rohen Brettern zusammengenanagelt worden und besaß sogar eine Tür. Suko stand schon davor. Er schaute noch einmal zurück und erwartete praktisch von uns das Einverständnis, die Tür aufzuziehen. Ich nickte ihm zu.

»Okay denn«, sagte er, zog die Tür auf, und wir hörten das Ächzen der Angeln. Zudem schabte sie mit dem unteren Ende über den Boden und hatte bereits einen Halbkreis im weichen Boden hinterlassen. Er bewies uns, dass die Hüttentür schon mehr als einmal aufgezogen worden war. Wir befanden uns noch hinter dem

Inspektor, der als erster einen Blick in die primitive Hütte warf. Wir hörten sein Staunen.

»Was ist?« fragte ich und drängte mich näher an ihn heran, Suko gab keine Antwort. Er trat einen Schritt vor, so dass auch ich die Schwelle überschreiten konnte. Meine Augen wurden groß. Der Rabbi Moshe Lerner hatte wirklich sein Bestes gegeben und uns nicht angelogen. Auf diese Insel mussten sich die drei Abtrünnigen zurückgezogen haben, um ihrem finsternen Kult zu frönen, denn ich sah in der Hüttenmitte eine Statue. Sie war dem Höllenfürsten geweiht!

Ohne es eigentlich bewusst wahrzunehmen, schritt ich vor, so dass auch Sheila und Bill die Hütte betreten konnten. Wir hatten die Köpfe einziehen müssen, um nicht gegen die niedrige Decke zu stoßen, und unsere Blicke saugten sich an dem fest, das den Mittelpunkt bildete. Es war Luzifer.

Nicht in voller Gestalt, nur mehr sein Schädel, den wir übergroß zu sehen bekamen. Obwohl es sich bei ihm um eine Nachbildung handelte, bekam ich dennoch ein leichtes Magendrücken, denn ich kannte das Original, und wer es so nachbilden konnte, der musste irgendwann einmal Kontakt mit dem Fürsten der Finsternis gehabt haben. Aus welchem Material der Schädel bestand, wusste ich nicht. Er trug die gleiche Farbe wie der Originalkopf. Das stellten wir fest, als wir ihn anleuchteten. Die Enden der Lichtbalken glitten lautlos über das Gesicht, und wir konnten erkennen, dass er eine kalte, blaugraue Farbe zeigte, die genau die Ablehnung und den Hochmut wiedergaben, den auch das Originalgesicht zeigte.

Hier waren Meister am Werk gewesen, die es geschafft hatten, den gefallenen Engel so zu modellieren, dass man ihn vom Original kaum unterscheiden konnte.

Ich hatte den Atem angehalten, weil mich dieses ›Werk‹ doch irgendwie betroffen gemacht hatte. Nun strömte die Luft allmählich über meine Lippen, und ich vernahm auch das schwere Atmen

meiner Freunde.

»Ist er das?« Sheila hatte als erste die Sprache wiedergefunden.

»Ja, das ist Luzifer.«

»Ich habe noch nie einen Dämon gesehen, der eine so große Grausamkeit zeigt«, fuhr Sheila fort, »obwohl er aussieht wie ein Mensch.«

Obwohl er aussieht wie ein Mensch! In Gedanken wiederholte ich den letzten Satz. Sheila hatte mit dieser Bemerkung unbewusst ein Kernproblem getroffen. Das absolut Böse war menschlich. Oder umgekehrt. Die Hölle waren Menschen, deshalb auch dieses Gesicht, das einen menschlichen Ausdruck besaß, in dem sich eine Verachtung für alles Positive zeigte. Es war schwer für mich, die passenden Worte zu finden und meine Gedanken zu sortieren, aber so war Luzifer nun einmal. Das absolut Schlechte, das absolut Böse. Für ihn gab es keine Dinge, die einem normal denkenden Menschen Freude machten. Er hatte seit der Verbannung aus dem Paradies nichts dazugelernt.

»Zum Glück ist es nur ein Bildnis!« erklärte der Reporter.

Ich hob die Schultern. »Ob es ein Glück ist, werden wir noch feststellen.«

»Und wie?«

»Wir müssen versuchen, die Statue zu vernichten«, erklärte ich. »Sie ist meiner Ansicht nach das Zentrum. Es muss diesen drei Verrätern gelungen sein, durch welche Kenntnisse auch immer, mit dem obersten Höllenfürsten Kontakt aufzunehmen. Wahrscheinlich durch uralte Formeln, durch das genaue Studium der alten Schriften. Möglicherweise ist er ihnen auch erschienen, sonst hätten sie es nicht geschafft, den Kopf mit dieser Genauigkeit nachzumodellieren.«

»Du kennst ihn ja«, sagte Sheila.

»Genau. Es ist noch nicht lange her, da habe ich ihn gesehen, aber das möchte ich mal zur Seite gestellt sein lassen.« Ich stieß meinen

Freund Suko an. »Willst du es versuchen?«

»Ihn zu vernichten?«

»Ja.«

Suko hob die Schultern. »Ich habe die Dämonenpeitsche, das ist alles.«

»Nimm sie.«

Es war unsere große Hoffnung, aber der Inspektor wollte noch nicht so recht. »Wie wäre es denn, John, wenn du es einmal mit deinem Bumerang versuchen würdest?« Ich hatte die Waffe mitgenommen, denn sie sollte mir in etwa mein Kreuz ersetzen.

»Später, wenn du es nicht schaffen solltest.«

»Ich bin da skeptisch.«

So hatte ich Suko selten erlebt und fragte ihn auch nach dem Grund.

»Das ist ganz einfach«, erklärte er. »Die Peitsche ist nicht allmächtig. Ich werde das Gefühl einfach nicht los, dass sich in diesem Schädel Urkräfte stabilisiert haben, gegen die selbst meine Peitsche nicht ankommt.«

»Das sind Annahmen«, stand Bill mir bei. »Du hast es noch nicht versucht. Oder soll ich schlagen?«

»Nein, nein, das mache ich schon.« Da war Suko eisern. Er holte auch die Peitsche hervor und schlug einmal einen Kreis über den Boden, damit die drei Riemen, aus der Haut des Dämons Nyrana gefertigt, hervorrutschen konnten. Noch schlug er nicht zu. Wir standen hinter ihm wie eine Mauer. In seinem Blick las ich eine Frage und auch eine gewisse Furcht. Was hatte Suko?

Ich schluckte. »Traust du dich nicht?«

»John, es ist schwer, wenn ich es dir erklären soll, aber ich habe das Gefühl, dass es diesmal nicht reicht.«

Sehr schnell verstand ich. Auch Bill hatte begriffen. Er wollte etwas sagen, wurde jedoch von Sheila davon abgehalten. »Nein, lass John«, wisperte sie.

»Wie meinst du das?«

»Ich bin bisher noch niemals zuvor in meinem Leben gegen Luzifer angegangen. Deshalb werde ich das Gefühl nicht los, dass die Peitsche diesmal zu schwach ist.«

»Und du meinst, sie würde es nicht überstehen?«

»So ist es, John. Sie wird irgendwie zerstört. Verstehst du das? Wenn ich zuschlage und die drei Riemen lösen sich dann auf... verdammt, John, ich weiß nicht, was ich da noch machen soll.«

Da hatte er sogar recht. Dennoch war es nur eine Annahme. Vielleicht hätte ich ihm sogar recht gegeben, wäre nicht die große Feuergefahr im Hintergrund gewesen, und so sprach ich noch einmal intensiv auf ihn ein. »Bitte, Suko, tue es! Denk an die Menschen, an das Feuer, an die Toten, die es geben könnte, wenn wir es nicht schaffen. Es ist ein Versuch.«

»Und wenn wir es nicht schaffen?«

»Bin ich an der Reihe.«

»Dann kann die Peitsche zerstört sein.«

Er hatte die Worte sehr langsam ausgesprochen, und wir wussten im ersten Augenblick auch keine Erwiderung. So standen wir da, hatten die Stirn gerunzelt und schauten zu Boden.

»Versuche es trotzdem!« bat ich ihn. »Denk an die Unschuldigen, die eventuell...«

»Okay, John, ich wage es.« Abrupt drehte sich der Inspektor von mir weg, um den rechten Arm anzuheben. Nie hatte er ihn so langsam bewegt.

Ich drückte Suko beide Daumen und ahnte, was in seinem Innern vorging. Jahrelang war die Dämonenpeitsche für ihn eine verlässliche Waffe gewesen. Wenn er jetzt damit zuschlug und die Kraft Luzifers sie zerstörte, stand er mit fast leeren Händen da. Da erging es ihm ähnlich wie mir, denn mein Kreuz befand sich auch unerreichbar für mich in der Hand eines anderen.

Ich griff bereits nach meinem Bumerang. Für mich war es die letzte Lösung.

Da schlug Suko zu. Nicht einmal so hart wie sonst. Er schien Angst zu haben, dass durch einen gewaltigen Schlag die drei Riemen der Peitsche zerstört werden konnten. Wir verfolgten ihren Weg. Es geschah noch in der gleichen Sekunde. Suko schrie plötzlich auf, die Peitsche glühte wie heißes Eisen, und die drei Riemen wurden zurückgeschleudert, nachdem sie Luzifers Schädel getroffen hatten. Suko taumelte, glitt dicht an mir vorbei und prallte gegen die Hüttenwand.

Es war ein harter Stoß. Das gesamte Gebilde wankte, aber der Chinese hielt die Peitsche fest, und wir bekamen etwas Unheimliches zu sehen, denn die drei Riemen machten sich auf gewisse Art und Weise selbständig, sie bewegten sich ohne irgendwelche Kontrolle, bis sie dicht über Sukos Kopf gegeneinander schlugen, zu einem einzigen wurden, der sich gedankenschnell um Sukos Kehle drehte.

Für unseren Freund wurde es furchtbar. Wir hörten sein Röcheln und erkannten, dass er den Peitschengriff noch immer in der Hand hielt. So würde er sich selbst strangulieren, wenn es uns nicht gelang, ihn zu retten.

Bill und ich handelten zur gleichen Zeit. Wir sahen Suko zusammenbrechen, hörten auch sein schreckliches Röcheln und sprangen vor, um seine Finger vom Peitschengriff zu lösen.

»Halte du den Griff!« keuchte ich und versuchte, die Hände meines chinesischen Freundes auseinander zu biegen.

Er sackte dabei noch tiefer, und der Druck würde zunehmen. Das wusste auch Bill, deshalb hievte er Suko in die Höhe und versuchte gleichzeitig, seine Finger zwischen die Riemen und die Haut an Sukos Hals zu schieben. Das gelang ihm nur mühsam, aber Bill gab nicht auf, und ich schaffte es auch, den Griff der zehn Finger so zu lockern, dass ich dem Inspektor die Peitsche aus der Hand ziehen

konnte. Durch Bills Aktivitäten gelang es mir ebenfalls, die Riemen von seinem Hals zu lösen, so dass Suko wieder Luft bekam. Wir ließen ihn zusammensacken.

Er setzte sich auf den Boden, hatte den Mund aufgerissen und versuchte vergeblich, einige Worte zu reden. Auf jeden Fall hatte er es überstanden.

Ich warf einen Blick auf die Riemen. Meine erste Befürchtung bestätigte sich nicht. Die Peitsche hatte die Berührung überstanden. Die Riemen waren weder verbrannt noch verfault. Zwar hatten sie eine andere Farbe angenommen, sie kamen mir dunkler vor, aber sie waren noch vorhanden, und ich hoffte, dass sie auch ihre magische Kraft behalten hatten.

Suko stemmte sich hoch. Er war ein harter Bursche und schaffte es, von allein auf die Beine zu kommen. Ein wenig wacklig und mit dem Rücken an der Wand blieb er stehen. Seine Hand tastete dabei über den Hals. Stockend brachte er die Worte hervor. »Verdammt, John, das war hart gewesen. Ich... ich hatte es mir fast gedacht. Die Peitsche ist zu schwach. Sie hätte mich sogar erwürgt. Kannst du dir das vorstellen? Mich, ihren Besitzer?«

»Es tut mir leid.« Mehr fiel mir nicht ein. Dann gab ich Suko die Peitsche zurück.

»Ist sie okay?« fragte er.

»Ich glaube.«

»Dann bist du jetzt an der Reihe.«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen, und ich schaute auf Luzifers Kopf. Hatte sich sein Gesicht verändert? Zeigten seine Lippen vielleicht ein Lächeln?

Ich wusste es nicht, mir war nur klar, dass in dieser Statue eine schreckliche Magie wohnen musste, die wir abtöten wollten, und das mit relativ bescheidenen Mitteln. Zum Glück hatte keiner von uns den Schädel mit der bloßen Hand angefasst, denn ich konnte mir

vorstellen, dass andere Kräfte auf so etwas nur warteten.

Ich leuchtete Sukos Kehle an. Die Haut zeigte einen dicken roten Streifen. »Sieht aus wie der Abdruck einer Henkerschlinge, wie?« Suko grinste.

»Ich hoffe nur, dass mein Bumerang besser gegen den Schädel ankämpfen kann.« Da ich gewarnt war, hatte ich vor, die Verhältnisse ein wenig zu verändern. »Tut mir einen Gefallen«, bat ich die Freunde.

»Verlasst die Hütte.«

»Und du?« fragte Bill.

»Ich bleibe.«

Einverstanden waren sie mit meinem Vorschlag nicht, sahen jedoch ein, dass es das beste war, was sie tun konnten. Sie zogen sich zurück. Suko schlug mir noch einmal auf die Schulter, bevor er als letzter die Tür hinter sich zuzog.

Ich war allein mit Luzifer! Auch wenn ich den Schädel, nur nachgebildet sah, mich überkam trotzdem ein seltsames Gefühl. Er und ich!

Das war der Sohn des Lichts gegen das absolut Böse. Wenn ich mich konzentrierte, konnte ich den Hauch irgendwie spüren, der von dem Schädel ausging. Es war eine für mich gefährliche Abstrahlung, die mich so seltsam berührte und mir auch eine gewisse Furcht einflößte. Der Bumerang lag wurfbereit in meiner rechten Hand. Was würde passieren, wenn er gegen den schwarzblauen Schädel Luzifers hieb? Würde er sich auflösen, oder konnte er seine gesamte Kraft entfalten, wie er es damals getan hatte, als ich mit ihm zusammen und dem Kreuz den Schwarzen Tod vernichtete.

Sehr weit ausholen konnte ich nicht. Es war auch nicht nötig, die Distanz zwischen mir und dem Schädel war sehr gering.

In der linken Hand hielt ich die kleine Leuchte und hatte den feinen Strahl direkt auf das Ziel gerichtet. Mit der rechten holte ich leicht

aus, saugte noch einmal die Luft ein und schleuderte die Waffe dann nach vorn.

Die Kraft für den Schwung hatte ich aus dem Handgelenk geschöpft. Ich sah den Bumerang auf sein Ziel losfliegen, er drehte sich dabei und wurde zu einer blitzenden und rotierenden Scheibe, die das Gesicht etwa in Höhe des Nasenknöchels treffen musste.

Blitzartig erfolgte der Zusammenprall. Es war wie ein Hammerschlag, ein Krachen, ein gleichzeitig dumpfes Geräusch, Splintern und Fauchen. Oft genug geschah es, dass der Bumerang das Ziel vernichtete und dann wieder in meine Hand zurückkehrte.

In diesem Fall war es nicht so. Die Waffe blieb stecken. Sie hatte sich quer wie ein gekippter Halbmond über das Gesicht gelegt und bedeckte einen Teil dieser von Hochmut triefenden Fratze. Ich rechnete damit, dass er das Gesicht zerstören würde, um...

Das Zischen wurde überlaut. Es riss mich aus meinen Gedanken, so dass ich mich auf die Vorgänge unmittelbar an dem Schädel konzentrieren musste. Er explodierte. Mit einem gewaltigen Ruck wurde die Schädeldecke weggesprengt. Sie jagte in mehreren Einzelteilen der Decke entgegen, wo das Gestein mit elementarer Wucht das Dach der kleinen Hütte zerstörte und meinen Augen entwand. Ich hatte mich in Deckung werfen müssen, lag am Boden und hielt meinen Kopf in den Händen vergraben. Nur allmählich kam ich wieder hoch. Von draußen hörte ich die schreienden Fragen meiner Freunde und rief beruhigende Worte zurück. Jetzt sollte keiner von ihnen die primitive und halb zerstörte Hütte betreten, da ich mit der angeschlagenen Figur Luzifers allein fertig werden wollte. Ich ging vorsichtig näher. Sie hatte sich verändert. Nicht allein, dass der Bumerang noch in dem blaugrauen Gesicht steckte, auch die Schädeldecke war nicht mehr da, so dass es mir gelingen konnte, in den Kopf zu blicken.

Ich nahm den Bumerang wieder an mich. Er besaß nicht mehr die

gleiche silberne Farbe wie vor dem Wurf, sondern war dunkler geworden. Ein Schatten lag darüber. Auch ein Beweis für mich, wie stark die magische Kraft dieser Figur war.

Noch stand ich neben dem Schädel, so konnte ich auch einen Blick in die Öffnung werfen. Dazu kam ich nicht mehr, denn aus dem Kopf schoss das hervor, was wir schon lange erwartet hatten. Das Feuer!

Als sprühende, zischende Lohe, als flammendes Bündel jagte es so dicht an mir vorbei, dass ich hastig zurücksprang, um nicht von der Flamme getroffen zu werden. Sie aber war der Decke entgegengerast, fand durch die Öffnung den Weg nach draußen und setzte ihr Fanal in den nächtlichen Himmel.

Ich musste weg, denn diese Hütte konnte zur Todesfalle werden. Noch hatte ich Glück gehabt, drehte mich im Lauf und rammte mit der Schulter gegen die Tür, weil ich sie so am besten aufstoßen konnte. Über die Schwelle stolperte ich, saugte die kalte Luft ein und warf mich im nächsten Moment zu Boden, denn hinter mir brach die Hütte von einer elementaren Wucht gepackt, auseinander. Nichts blieb mehr zusammen. Ich hatte das Gefühl, in ein Erdbeben geraten zu sein, denn der Boden unter mir befand sich in einer heftigen Vibration. Ich rollte mich aus der Gefahrenzone, erreichte die nächstliegenden Büsche und knickte die Zweige durch mein Körpergewicht zusammen. Erst an dieser Stelle kam ich wieder in die Höhe, blieb geduckt stehen und steckte automatisch die Taschenlampe weg, denn die brauchte ich nicht mehr, da der gewaltige Feuersturm über der zerstörten Hütte in den nachtdunklen Himmel brauste und auch die Umgebung in einem relativ weiten Umkreis erhellte. Normalerweise hätte die Flammensäule von dem hier herrschenden Wind erfasst und zur Seite gedrückt werden müssen. Dies passierte nicht. Das Feuer stemmte sich gewissermaßen gegen den Wind an, bot ihm seinen eigenen Widerstand an und schaffte es auch. Mir kam die Lohe vor, als

besäße sie die Form einer überdimensionalen Kerze. Mit Schleier, Rand und Kern, in dem ich ein unheimliches Gesicht entdeckte. Das war wieder Luzifer!

Trotz des Feuers wirkten seine Züge auch weiterhin so kalt, so hochmütig und menschenverachtend, dass ich regelrecht fröstelte. Noch etwas kam hinzu. Das Feuer verbreitete keine Hitze. Für mich ein Beweis, dass es keinen natürlichen Ursprung besaß. Die Flamme loderte und stand in der Luft, als würde sie einen unerschöpflichen Nachschub aus den Tiefen der Erde bekommen, aber den Erzengel Uriel hatte ich noch immer nicht gesehen. Und auch nicht meine Freunde. Siedendheiß fiel mir ein, dass ich sie nach dem Verlassen der Hütte noch nicht gesehen hatte. Sie mussten, da sie sich kaum ins Wasser trauen würden, irgendeinen Platz auf der Insel entdeckt haben, wo sie sich verborgen hielten. Es fiel mir nicht leicht, aber um die Freunde zu suchen, musste ich der Flammensäule den Rücken zuwenden. Dann bahnte ich mir einen Weg durch das dichte Buschwerk, verließ die Lichtung mit der Hütte und sah Suko, Sheila und Bill etwa auf der Inselmitte stehen. Sofort stoppte ich, denn die drei waren nicht allein. Zwei dunkle, sich in der Finsternis kaum abhebende Wesen hielten sie umkreist. Die Feuerleichen!

Der Einsatzwagen hatte seinen Standort verlassen müssen, weil die Flammen zu einem wahren Feuerorkan geworden waren, der mit elementarer Wucht über die Anlagen hinwegbrauste, zugleich in sie hineinloderte und die ersten Lagerhallen bereits in Brand gesteckt hatte, so dass sie wie riesige Fackeln wirkten.

Der Hafen geriet in eine nie da gewesene Gefahr. Und das Feuer war auch nicht zu stoppen, so sehr sich die Männer und Spezialisten auch bemühten. Sie taten alles. Sämtliche Löschwagen spritzten in dicken Strahlen Wasser und chemische Feuerlöschmittel in die tosenden Flammenherde hinein, ohne sie allerdings ausblasen zu

können. Zwischen dem hell lodernden und in den Himmel hineinstoßenden Feuer waren dichte, schwarze, fette Rauchwolken zu sehen, die träge ihren Weg zogen und sich flacher als die Flammen über dem Hafengebiet ausbreiteten, so dass zahlreiche Feuerwehrleute gezwungen waren, die Gasmasken aufzusetzen, damit sie Luft holen konnten. Der Einsatzwagen stand jetzt dort, wo sich Bahngleise kreuzten. In jeder Minute liefen neue Funk- und Telefonmeldungen ein, die von den Männern weitergeleitet wurden. Die Chefs reagierten entsprechend, gaben ihre Anweisungen, die nicht mehr als der berühmte Tropfen auf den heißen Stein waren.

Sir James Powell hatte den Wagen verlassen und stand vor der geöffneten Hintertür. Sein Blick war starr gegen die über dem Hafen tobende Flammenwand gerichtet. Welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielten, war ihm nicht anzusehen. Das Gesicht blieb glatt und ausdruckslos, nur rötlich angestrahlt vom Widerschein des gewaltigen Feuers.

Inzwischen hatte man reagiert und die Army eingesetzt. Die Soldaten halfen zwar nur bedingt mit ihren eigenen Geräten beim Versuch der Löscharbeiten mit, ansonsten waren sie damit beschäftigt, Lagerräume von hochexplosiven Stoffen zu leeren. Das klappte auch einigermaßen, aber die beiden großen Tanks, deren Umrisse Sir James in der Ferne bereits erkannte, die konnten nicht weggeräumt werden. Und sie bildeten die erste große Gefahr.

Man hatte das bereits erkannt und sie an den Außenwänden mit einer Schutzschicht übersprüht. Aber würde das gegen ein magisches Feuer helfen? Wohl kaum.

Der Meinung war auch der Oberbrandmeister oder Chef der Feuerwehr, als er zu Sir James kam.

»Es ist uns nicht einmal gelungen, einen einzigen Flammenherd zu löschen. Verdammt, ich verstehe das nicht. Wissen Sie, was wir hier könnten, Sir? Alles zusammenpacken und flüchten. Dabei sollten wir

sicherheitshalber die Stadt evakuieren, mehr kann ich nicht tun.«

»Ich weiß.«

Der Mann neben Sir James lachte bitter auf. »Und das sagen Sie so einfach?«

»Soll ich mich wegen dieser Tatsache vielleicht selbst in die Flammen werfen?«

»Es wäre besser, dann brauchte man das Elend nicht mehr mit anzusehen.« Der Feuerwehrchef wischte über sein rauchdunkles Gesicht. »Sie stehen hier noch gut, Sir James. Haben Sie sich schon direkt an der Front umgesehen? Da würden Ihnen die Haare zu Berge stehen, die Männer geben alles, aber es hilft nichts.«

»Ich muss hier bleiben.«

»Und weshalb?«

»Wie Sie wissen, warte ich auf einen Anruf.«

»Wer sollte Sie denn anrufen oder Ihnen Bescheid geben? Etwa Ihre beiden Mitarbeiter?«

»Ja.«

»Entschuldigen Sie, Sir, ich will Ihnen nicht zu nahe treten.« Der Mann unterbrach sich selbst mit einem Lachen. »Ich könnte mir jedoch vorstellen, dass Ihre beiden Leute längst das Weite gesucht haben, weil sie einsahen, dass nichts mehr zu retten ist. Sogar wir, die Spezialisten, sind hilflos, dann werden es Ihre Männer erst recht sein, wenn Sie wissen, was ich gemeint habe.«

»Ja, ich habe Sie verstanden«, erklärte Sir James. »Ich habe Sie sogar verdammt gut verstanden, und ich möchte Sie höflichst bitten, diese und ähnliche Äußerungen in Zukunft zu unterlassen. Obwohl ich Ihnen keinerlei Rechenschaft schuldig bin, möchte ich Ihnen dennoch mitteilen, dass John Sinclair und sein Freund Suko so etwas nie tun würden. Nie, haben Sie mich verstanden?«

Der Feuerwehrchef, ebenfalls eine sehr mächtige Person, war unter Sir James stechendem Blick immer kleiner geworden. Eine Antwort

gab er nicht mehr. Er nickte nur.

»Wäre das erledigt?« fragte Sir James.

»Ja.«

»Dann bin ich zufrieden!« erklärte der Superintendent. »Kümmern Sie sich um Ihre Arbeit, ich um die meine.«

Beim Weggehen ließ der andere noch eine Bemerkung fallen.

»Irgendwann, Sir James, sprechen wir uns wieder, das kann ich Ihnen jetzt verraten. Irgendwann...«

»Natürlich.« Sir James war froh, den anderen nicht mehr zu sehen. Irgendwie konnte er ihn sogar verstehen. Da wurde ein realistisch denkender Mensch mit Dingen konfrontiert, über die er bisher in seinem Leben nicht nachgedacht hatte. Magisches Feuer. Das gab es höchstens in einer Zauberveranstaltung oder zu Silvester und nicht in der Realität. Vom Gegenteil allerdings hatte sich dieser Mann trotz der Misserfolge nicht überzeugen lassen.

Sir James schaute wieder auf die Flammenwand. Sie war bereits weitergewandert und hatte ein neues Gebäude in Brand gesteckt, in dem Waren lagern mussten, die einen besonders fetten Qualm abgaben. Wie sollte das noch enden?

Diese Frage hatte sich Sir James Powell schon des öfteren gestellt, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Und auch die Hoffnungen, die er auf John Sinclair und Suko gesetzt hatte, schwanden immer mehr. Es lief alles darauf hinaus, dass diesmal die andere Seite Sieger bleiben würde...

Ich wusste nicht, ob mich die beiden Feuermönstren schon entdeckt hatten, in ihren Reaktionen jedenfalls wies nichts dergleichen darauf hin. Sicherheitshalber tauchte ich zu Boden, um mich auf allen vieren weiter zu bewegen.

Mit dem linken Auge schielte ich dorthin, wo die Hütte einmal gestanden hatte. Noch immer brannte dort die Flamme, und auch

weiterhin erschien das Gesicht Luzifers in deren Zentrum. Wahrscheinlich würde sie bis in alle Ewigkeiten weiterlodern, falls es uns nicht irgendwann gelang, sie zu löschen.

Es war nicht einfach, ungesehen in die Nähe meiner Freunde zu gelangen, da das Gelände zwischen uns praktisch ohne die Möglichkeit einer Deckung blieb.

Ich wunderte mich auch, weshalb Suko seine Peitsche nicht eingesetzt hatte, es war schließlich bewiesen, dass er mit dieser Waffe auch den Feuerleichen zu Leibe rücken und sie zerstören konnte. Als ich einen kleinen Bogen geschlagen und näher an die Gruppe herangekommen war, entdeckte ich auch den Grund für Sukos Inaktivität. Eine der Feuerleichen hatte sich sehr dicht an Sheila herangemacht. Wenn dieses Wesen angriff, würden Suko oder Bill nie schnell genug sein, um Sheila vor den Flammen retten zu können. Deshalb das Abwarten...

Ich schob mich voran wie ein Rekrut bei der ersten Übung. Flach glitt ich über den feuchten Boden. Das Gras streichelte mit seinen Spitzen mein Kinn, und ich musste noch einige Yards robben, um zu einer etwas höher wachsenden Deckung zu gelangen. Von dort konnte ich besser agieren.

Aus meiner Sicht wirkte die von mir angepeilte Deckung ziemlich hoch. Gras und Farne hatten hier ihren Platz gefunden. Sie bewegten sich in dem über die Insel streichenden Wind.

Eine der beiden Feuerleichen stand eigentlich so, dass sie mich sehen musste, aber sie konzentrierte sich auf Suko, so gelang es mir, die halbe Strecke, ohne entdeckt zu werden, zurückzulegen.

Bis zu dem Augenblick, als ich reinfiel. Ich konnte nicht erkennen, wer der Feuerleiche die Information gegeben hatte, jedenfalls ging sie plötzlich zur Seite, und schon nach dem zweiten, schwerfällig gesetzten Schritt schlugen plötzlich kleine Flämmchen aus ihrem Körper. Es sah interessant aus und erinnerte mich an die Fläche

eines Gasherdes, denn auch bei der Feuerleiche blieb das Zentrum dunkel, und nur am Rand zuckten die feurigen Zungen.

Ich sprang hoch. Im gleichen Augenblick erlebte ich die Kraft dieses Wesens. Es konnte sich nicht nur auf der Erde bewegen, sondern beherrschte zudem die Gabe der Teleportation.

Wie Myxin, der Magier, schaffte es auch dieses Monstrum, sich durch reine Gedankenkraft vom Boden abzusetzen und durch die Luft auf ein Ziel zuzufliegen. Das war ich.

Mein Gegner war zwar nicht so schnell wie ein Vogel, dennoch kam ich nicht dazu, so zu reagieren, wie ich es gern gewollt hätte. Bevor ich mich wehren konnte, musste ich zu Boden tauchen, denn die Zeit, meinen Bumerang zu werfen, blieb mir nicht.

Ich kam gut auf, hatte mich zu dem im rechten Augenblick abgestoßen, war aber etwas zu hart gefallen und hatte auch zuviel Drall, so dass ich mich um die eigene Achse rollen musste. Dabei gelang es mir, einen Blick in die Richtung zu werfen, wo sich meine Freunde aufhielten. Und natürlich die verdammte Feuerleiche. Und sie hatte angegriffen!

Das plötzliche Brausen über mir stammte allerdings von dem Geschöpf, das mich aufs Korn genommen hatte. Ich wälzte mich auf den Rücken, sah die Gestalt hoch über mir und auch den tanzenden Flammenvorhang, der mich verbrennen sollte. Dann stürzte mir die Feuerleiche entgegen!

Sheila, Suko und Bill hatten nicht damit gerechnet, dass die Leiche plötzlich in Flammen stehen würde. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und auch damit, sich nicht zu rühren, denn die beiden Männer wussten von der Gefahr, in der vor allen Dingen Sheila schwebte, da die Feuerleiche dicht hinter ihr Aufstellung genommen hatte und sie fast noch berührte.

Als sie durch die eigenen magischen Kräfte sich selbst in die Höhe schnellte und Kurs auf John Sinclair nahm, verfolgten die drei

Zurückgebliebenen sie automatisch mit ihren Blicken, und auch die zweite Feuerleiche drehte das, was man bei ihr als Kopf bezeichnen konnte.

Für Suko war es die Chance, denn einen Augenblick lang achtete sie nicht so sehr auf Sheila. Auch Bill Conolly hatte dies erfasst. Er und Suko handelten zur gleichen Zeit.

Bill rammte seiner Frau die Fäuste in die Seite, so dass sie von diesem Treffer zu Boden geschleudert wurde. Im gleichen Moment hatte Suko die Feuerleiche schon erreicht. Seine Peitsche steckte im Gürtel, aber die Riemen waren noch ausgefahren, so dass er sie schlagbereit hervorreißen konnte. Dennoch brauchte er Platz.

Während sich Bill schützend über die auf dem Rücken liegende Sheila warf, rammte der Inspektor den linken Arm vor. Er hatte Angst vor dem Schlag gehabt und auch davor, dass er sich eventuell die Faust verbrennen konnte. Das trat zum Glück nicht ein, Suko bekam freie Bahn und hatte schon den rechten Arm erhoben, um die drei Riemen auf den Körper nieder rasen zu lassen.

In der Luft blieb sein Arm hängen, da er sich wunderte, wie schnell die verbrannte Leiche reagieren konnte. Sie war plötzlich wieder auf den Beinen, wollte sich gegen Suko werfen, der jedoch ließ die Peitsche nach unten rasen und trat gleichzeitig mit dem rechten Fuß zu. Es war ein Hammertritt. Die Feuerleiche wurde von den Riemen leider nur gestreift, die Wucht des Trittes aber warf sie zurück, so dass sie sich um die eigene Achse drehte, in der Luft praktisch eine Rolle schlug und auf den Rücken krachte.

Das war für einen Angriff die ideale Lage. Leider blieb die Feuerleiche nicht so liegen. Suko musste mit ansehen, wie sie ebenfalls ihre geistigen Fähigkeiten einsetzte und sich selbst in die Höhe katapultierte. Sie geriet in Gefahr, außer Sukos Reichweite zu gelangen, und das wollte der Inspektor auf keinen Fall.

»Schlag doch!« Es hätte Bills Warnung nicht bedurft, denn die drei

Riemen befanden sich bereits auf dem Weg. Suko hatte den Arm gereckt, sich auf die Zehenspitzen gestellt und die Peitsche mit den Riemen nach vorn gewuchtet, um die Feuerleiche noch zu erwischen. Er schaffte es.

Es war gleichzeitig auch Glück, dass die Riemen noch auseinander fächerten, so konnte er die fliehende Leiche erwischen, und zwei dieser Dämonenhaut-Schnüre umwickelten die Beine der fliehenden Leiche. Mit der linken Hand schnappte Suko ebenfalls zu, so dass er den Griff jetzt mit zehn Fingern umklammert hielt. Seine und die Kraft der Peitsche kämpften gegen die Macht der Feuerleiche. Es wurde ein wilder, ein verzweifelter Kampf, denn die gefährliche Leiche dachte nicht daran, jetzt schon aufzugeben, und sie setzte ihre gesamte Kraft ein. Es war die des Feuers.

Plötzlich stand der Körper in Flammen, und die Feuerzungen leckten nicht allein nach oben, sondern auch entgegen ihrer eigentlichen Richtung in die Tiefe.

Dort stand Suko. Der helle Schein blendete ihn plötzlich, er war auch versucht, den Griff loszulassen, aber er stemmte beide Füße hart in den Boden und drückte seinen Oberkörper dabei zurück, wobei er die Kraft seiner Arme als Gegenzug verwendete.

Suko wollte die Feuerleiche haben. Noch deutlich hatte er in Erinnerung, welches Grauen sie auslösen konnte, und er dachte auch daran, als sich seine Peitsche praktisch selbständig gemacht und um seinen Hals gewickelt hatte. Das gab ihm Kraft.

Suko kam gegen die Feuerleiche an. Sehr langsam zwar, dennoch gelang es ihm, die Leiche nach unten und damit in seine Richtung zu ziehen.

Er hörte das Brausen und Knattern der Flammen, spürte jedoch keine Hitze und bekam sogar noch Unterstützung von Bill Conolly. Der hatte gesehen, in welcher Lage sich sein Freund befand und wusste auch, dass Sheila aus der unmittelbaren Gefahr heraus war.

Fast wäre er noch gefallen, so sehr hatte er sich beeilt, um danach seine Hände um die Oberarme des Chinesen zu legen und ihn bei seiner Aktion zu unterstützen.

Das gelang. Plötzlich lag die Feuerleiche wieder auf dem Boden. Bill ließ Suko los, zog seine Beretta und zielte auf die Gestalt. Wo sich der Kopf befand, konnte er nur mehr ahnen, weil die gesamte Figur von einem wabernden Flammenvorhang umlodert wurde, aber er drückte ab, und zwei Silbergeschosse schafften es, in den Körper zu schlagen. Es waren Treffer, die die Leiche durchschüttelten, sie aber nicht vernichteten. Nur für einen kurzen Moment der Magieabnahme sanken die Flammen zusammen, so dass beide Männer die Stellen erkennen konnten, in die die Silbergeschosse gejagt waren. Sie hatten dort Löcher gerissen. Regelrechte Wunden in der Haut, aus denen weder normales noch Dämonenblut strömte, aber sie hatten es auch nicht geschafft, die Bestie zu vernichten.

Sie richtete sich auf. Gleichzeitig drehte Suko seine Peitsche zur anderen Seite, so dass sich die Riemen lösen konnten. Jetzt war die Feuerleiche frei!

Und sie erhob sich. Zuerst langsam, dann schnell. In letztere Bewegung hinein und auch in das erneute Aufflackern der Flammen wurde sie von der geballten Kraft der drei Peitschenriemen voll getroffen. Eine wirkliche Leistung des Chinesen, denn die drei Riemen rissen die Mumie entzwei. Sie kippte wieder zurück. Dabei entstand ein Geräusch, als hätte jemand Wasser gegen die Flammen geschleudert. So zischend und auch laut. Dampf wölkte in die Höhe, wurde vom Wind gepackt und zerflattert. Suko und Bill besaßen einen freien Blick auf die Feuerleiche. Oder auf das, was von ihr übrig geblieben war. Bruchstücke... Durch die magische Kraft der Peitschenriemen war die Leiche in drei Teile gehauen worden. Vor den Füßen der Männer lagen ein Stück Schulter mit dem dazugehörigen Arm, einen Teil der Hüfte mit einem Bein und das

restliche Drittel, wobei das Gesicht dort ebenfalls noch vorhanden war, aber bereits zerlief wie erhitzter Teer. Hier begann es, und an den Füßen hörte es auf, so dass zum Glück nur mehr eine schwarze Masse klebrig den Rasen der einsamen Insel in der Themse bedeckte.

Auch Sheila hatte die Vorgänge mitbekommen. Sie stand zwar noch nicht sondern kniete und schaute aus großen Augen auf die allmählich zerfließende Gestalt. Bill lief zu ihr, lachte dabei und zog sie in die Höhe, während sich Suko umgewandt hatte, da er sehen wollte, wie es seinem Freund John Sinclair ergangen war...

Ich schwebte sekundenlang zwischen Leben und Tod!

Und in dieser Zeitspanne nahm ich, wie oft, alles deutlich in mich auf jede Einzelheit des schrecklichen Bildes kristallisierte sich hervor und vereinigte sich zu einem Ganzen. Und das hieß Lebensgefahr!

Die Feuerleiche schwebte noch über mir. Wenn sie fallen würde, sah es bitter für mich aus. Ich erkannte alle Einzelheiten, sah besonders deutlich die kleinen Flämmchen aus ihrer Haut schlagen, die mich rösten würden.

Sie fiel, und was tat ich? Ich besaß meinen Bumerang. In der rechten Hand hielt ich ihn und dachte für einen winzigen Moment daran, dass ich ihn noch nie im Liegen geschleudert hatte.

Das holte ich nach. Aus dem Handgelenk würde ich es nicht schaffen, so richtete ich mich gedankenschnell auf, stützte mich auf der linken Handfläche des ausgestreckten Arms ab und schleuderte den rechten hoch.

Als die Hand ungefähr die Höhe der Schulter erreicht hatte, ließ ich den Bumerang los. Er wurde zu einem blitzenden wirbelnden Etwas, das wie ein scharfes Beil meinem Gegner entgegenraste und schräg in die Stelle hineinschnitt, wo der Kopf auf dem Körper wuchs.

Ein herrlicher Treffer, der mir hoffentlich auch den Sieg brachte. Zusehen konnte ich nicht, denn ich rollte mich rasch zur Seite, blieb mit dem Gesicht im feuchten Gras liegen und hörte rechts und links von mir zweimal einen dumpfen Aufprall.

Sekundenlang blieb ich in der Haltung, dann drückte ich mich hoch und drehte den Kopf. Zuerst nach rechts. Da lag der Feuerleichen-Torso!

Schwarz war er zwar noch, aber seine Form hatte sich verändert. Er erinnerte mich an zerlaufenen Teer, war wesentlich breiter geworden und hatte einen länglichen See gebildet. Keine Gefahr mehr. Als mein Blick auf die linke Seite fiel, sah ich auch den Kopf. Der Bumerang hatte ihn sauber vom Rumpf getrennt. Auch die Schädelform hatte sich in der Zwischenzeit verändert. Sie zerlief ebenfalls sehr langsam und erinnerte mich an einen stinkenden Sirup, der allmählich in das Erdreich einsickerte.

Die dünnen Rauchwolken, die über dem Torso lagen, reizten mich zum Husten, und ich hustete auch noch, als ich mich in die Höhe stemmte und beide Hände gegen die Wangen presste.

»Du wirst doch nicht lungenkrank?« Suko fragte dies, grinste mich an und übergab mir meinen Bumerang, den er aufgehoben hatte.

»Danke.« Ich wog die Waffe in der Hand, schaute an meinen Freunden vorbei und suchte die Stelle ab, wo ich die zweite Feuerleiche zusammen mit den anderen hatte stehen sehen. Nur mehr dunkle Lachen auf dem Boden zeugten davon, dass sie einmal existiert und Angst sowie Schrecken verbreitet hatte.

»Die Peitsche«, erklärte Suko und grinste dabei.

»Dann hätten wir es fast«, kommentierte ich.

»Und was meinst du mit fast?«

Ich drehte mich auf Sukos Frage hin um und deutete auf die Feuersäule mit dem Gesicht Luzifers darin. Auch die drei Freunde starrten in diese Richtung, und ich glaubte erkennen zu können, dass

sich das Gesicht verändert hatte. Es war zwar nicht böser geworden, das ging nicht mehr, eher wissender und heimtückischer.

Ein Frösteln überlief mich, als ich flüsterte: »Verdammt, Freunde, da steht uns noch einiges bevor.«

»Und nicht nur von ihm!« sagte Sheila.

»Wie meinst du das?« Bills Stimme klang besorgt.

Sheila schaute sich um. Sie drückte dabei den Kopf tiefer, als sie flüsterte: »Ich glaube, er kommt!«

»Uriel?« fragte ich.

»Ja.«

»Und?« wollte Bill wissen. »Was ist denn? Wie wird er sich verhalten? Hast du Kontakt?«

Sheila nickte, während sie immer blasser wurde. »Ich glaube, er wird sich gegen uns stellen.«

Jeder von uns hatte eine Antwort auf der Zunge, aber keiner kam dazu, sie auszusprechen, denn dicht vor der Insel entstand plötzlich eine gewaltige Flammenwand, die die Breite des Flusses einnahm. Im Zentrum der lodernden Hölle sahen wir ihn. Uriel, den Flammenengel!

Die Themse brannte! Es war ein gewaltiges Bild, das mich, dies gab ich ehrlich zu, faszinierte. Es war die so oft erlebte und zitierte Faszination des Schreckens, die mich schlagartig überfallen hatte, als ich das gewaltige Bild sah.

Ich kam mir auf einmal vor wie in einem Kino, während eine Szene aus der tiefsten Hölle gezeigt wurde. So erhebend und gleichzeitig furchteinflößend.

Ohne es eigentlich zu wollen, waren wir zurückgegangen, kamen uns im Vergleich zu den himmelhoch zuckenden Flammen klein und hilflos vor und sahen auch den Engel, der sich mehrmals vergrößert hatte und der Flammenhöhe in nichts nachstand. Als imposante Erscheinung war er aufgetreten, und er hielt mit der rechten Hand

den Griff seines flammenden Schwertes umklammert, dessen Spitze nach unten wies. Und ich sah noch etwas. Mein Kreuz!

Uriel hatte es tatsächlich gewagt und es sich um den Hals gehängt, aber auch mein Kreuz zeigte sich verändert. Größenmäßig hatte es sich den Maßen des Engels angepasst.

Es strahlte. Rötlich und silberfarben, wobei es eine Stelle gab, die alles andere übertraf. Das U! Genau unten am Kreuz und dort, wo es einmal verschwunden gewesen war. Und jetzt leuchtete es strahlend hell auf. Ich begriff nichts, ich konnte es einfach nicht fassen, wie so etwas überhaupt möglich war. »Habt ihr das gesehen?« hauchte ich. »Oder habe ich mich getäuscht?«

»Nein, John«, sagte Bill. »Es ist dein Kreuz. Er hat es, und er zeigt es uns nicht umsonst...«

Nicht umsonst? Was wollte der Engel damit erreichen? Er, der unter dem Einfluss des Höllenherrschers Luzifer stand, konnte doch nicht ausgerechnet mit der Waffe, die das Böse besiegen sollte, gegen seinen Herrn und Meister angehen? Das begriff ich einfach nicht, es war mir zu hoch, und ich konnte nur die Schultern heben.

Auch Suko und Bill schwiegen. Nur Sheila redete von uns. Sie stand wie festgeleimt und bewegte die Lippen. Es waren leise Worte, die aus ihrem Mund drangen. Wir drei Männer mussten schon genau hinhören, um sie überhaupt verstehen zu können.

»Er hat mit mir Kontakt aufgenommen. Uriel will nicht mehr unter Satans Bann stehen. Er hat sich das Kreuz geholt, um dagegen ankämpfen zu können, aber er selbst ist nicht in der Lage, es zu aktivieren. Er möchte es, nur sind ihm magische Barrieren gesetzt, da die Macht des Bösen zu stark ist. Aus diesem Grunde sucht er Hilfe. Noch kann er sich halten, noch setzt er die Flammen nicht gegen uns ein, aber die Gedankenwelt Luzifers wird immer stärker. Sie dringt in ihn ein, sie will ihn ganz für sich haben, sie will ihn vernichten, denn sie will auch uns, der wir dem Guten frönen, zerstören.«

Sheilas Stimme hatte sich gesteigert. Dann redete sie weiter. »Er braucht unsere Hilfe!« Es war wie ein Schrei, was da über ihre Lippen drang.

Und ich schrie zurück. »Was sollen wir tun?«

»Die Formel, John! Mein Gott, du musst die Formel sagen. Schnell... schnell!« Und ich tat es! »Terra pestum teneto - Salus hic maneto!«

Selten in meinem Leben hatte ich die Worte so laut und so schnell gerufen. Jetzt sollten sie zu unserem und zum Lebensretter des Erzengels Uriel werden.

Er hatte sie vernommen. Durch seine gewaltige, immens große Gestalt ging ein heftiger Ruck. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würde der Engel mitsamt der Flammenwand auf uns niederstürzen, denn sie begann sich plötzlich zu bewegen und laut zu fauchen. Das Feuer flackerte nur einmal hoch, als wäre ein Sturmwind in die lodernde Glut gefahren. Wir gingen noch weiter zurück, rissen unsere angewinkelten Arme vor die Augen, um uns vor der Blendung zu schützen, und ich schielte nur an der Seite vorbei. Nicht allein der Engel bewegte sich. Auch sein Schwert. Es fuhr nach unten. Die gewaltige Flammensäule, die die Klinge umspielte und umzuckte, fand ihr Ziel. Nicht wir waren es, sondern Luzifer. Sie jagte mit aller Macht in das andere Feuer hinein, und sie wurde dabei ungeheuer stark, denn meine gesprochene Formel hatte dafür Sorge getragen. Das Schwert verwandelte sich. Hell und gleißend strahlte es auf, wurde zu einer Lanze des Lichts, und dieser helle Strahl vereinigte sich mit der Aura des Kreuzes. Beide zusammen hieben hinein in die senkrechte Flammensäule mit dem bösen Gesicht Luzifers.

Was danach geschah, bekamen wir nicht mehr mit, denn um uns herum tobten sich Magien aus, die wir nicht begreifen konnten. Etwas fuhr so hastig über mich hinweg, dass ich das Gefühl hatte,

von 1000 Seelen gestreift zu werden. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Als ich ihn anhub, hörte ich die Stimme. »John Sinclair, Sohn des Lichts, das gehört dir!«

Mein Arm sank nach unten. Ich schaute auf Uriel, der vor mir schwebte und den Arm ausgestreckt hielt. Ich sah das hoffnungsfrohe Lächeln auf seinem Gesicht, lächelte ebenfalls, ging wieder einen Schritt vor, um das aus seiner Hand fallende Kreuz auffangen zu können. Ich schaute darauf, sah es bis auf die von Lilith genommenen Zeichen normal, und blickte wieder in die Höhe.

Uriel war verschwunden. Nur aus einer nicht messbaren Ferne erklang noch ein einziges Wort an unsere Ohren. »Danke, Freunde...«

Danach fielen wir uns in die Arme.

Sir James wusste, dass es nur mehr Minuten dauern würde, bis die beiden Tanks von den Flammen erfasst wurden.

Die Menschen waren in heller Aufregung. Wenn diese Behälter explodierten, würde der Hafen in ein Chaos gestürzt werden. Sie explodierten nicht, denn das Unwahrscheinliche geschah. Von einen Augenblick zum anderen sanken die Flammen in sich zusammen. Sie verschwanden, als wären sie nie da gewesen. Nur mehr der dicke, fettige Qualm trieb über das zerstörte Gelände, und beides zeugte davon, welch eine Katastrophe in diesem Bereich passiert war. Selbst die Sirenen hörten auf zu heulen. Das Schweigen legte sich wie eine Glocke über das Brandgelände. Erst als die Menschen begriffen und Luft geholt hatten, brauste der Lärm der Jubelschreie gegen den nur noch nachtdunklen Himmel.

Ein Mann hatte es besonders eilig. Es war Rock Dennison. Er rannte auf Sir James zu. »Sir, Sir!« schrie er. »Das ist ja ein Wahnsinn. Das ist ja Wahnsinn, das ist irre...« Er blieb vor dem Superintendenten schweratmend stehen. »Ich weiß gar nicht, was ich

sagen soll...«

»Sagen Sie am besten gar nichts, mein Lieber«, erwiderte Sir James.

»Es ist besser für uns alle.« Nach diesen Worten drehte sich Sir James Powell um und ging zu seinem Wagen. Er wollte jetzt allein mit seinen Gedanken sein, die sich um John, Suko Bill und Sheila drehten. Ein feines Lächeln umzuckte seine Lippen, als er flüsterte: »Das sind schon Teufelskerle.« Und als echter Engländer fügte er noch eine Bemerkung hinzu: »In der Tat...«

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 292 »Satans Knochenuhr«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«

[3] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«

[4] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 048 »Wen das Grab ruft«